Geflügelte Stunden.

Erster Theil.

Die Märchen der Gegenwart

Skizzen aus Zeit und Leben

von

Hieronymus Lorm.

Leipzig

Johann Friedrich Hartknoch

1876.

Jeder Theil ist für sich abgeschlossen und einzeln verkäuflich.

Geflügelte Stunden.

Leben. Kritik. Dichtung.

Von

Hieronymus Lorm.

= Landesman

1. Theil:

Die Märchen der Gegenwart.

Leipzig.
Johann Friedrich Hartknoch.
1875.

Die Märchen der Gegenwart.

Skizzen aus Zeit und Leben

von

Hieronymus Lorm.

Leipzig.
Johann Friedrich Hartknoch.
1875.

Inhalt.

Die Noth deutscher Dichter.

Beim Ableben Benedix.

Die Grabreden und Nekrologe, welche das Hinscheiden des Lustspieldichters Roderich Benedix begleiteten, haben eine alte literarische Tradition Deutschlands, Lorenz Kindlein, den „armen Poeten", dem das Geld immer und niemals der Reim ausgeht, und der nicht einmal die Mittel hätte, seine Verse niederzuschreiben, wenn er sein vertrocknetes Tintenfaß nicht mit den Rührungsthränen der Zuschauer anfeuchtete, sie haben die prosaische Heimtücke des Hungers, die Noth deutscher Dichter wieder „acut" gemacht, zu einer „Frage" entwickelt.

Die Frage tritt zunächst ohne alle speculative Abstraction in sehr concreter Gestalt auf, sie lautet einfach: hatte der hingeschiedene Dichter genug, um

standesgemäß, dem Stand des Dichters gemäß, zu leben, mit Behagen krank zu sein und mit Sorglosigkeit zu sterben? Ja oder nein?

Mit solchem Drängen nach einer positiv entscheidenden Antwort kommt man in Deutschland nicht weit, wo jeder Pflasterstein, noch so bestimmt und klar ein Pflasterstein und nichts weiter, zwar nicht, wie Heinrich Heine einmal träumte, eine frische Auster, aber einen ganz neuen, einen besonderen „Gesichtspunkt“ erschließt.

Am Grabe des genannten Dichters hat Rudolf Gottschall, der langjährige Leipziger Mitbürger des Verstorbenen und mit allen literarischen Verhältnissen bis in's Detail vertraut, ausdrücklich von Mangel und von unzureichender Entlohnung gesprochen; in manchen Feuilletons über den Dichter des „bemoosten Hauptes“ hieß es pathetisch: „Schäme dich, mein stolzes Deutschland!“ Andererseits wurde entgegnet, daß Benedix so viel zu essen gehabt, als ihm fünf Professoren der Medicin und sechs Krankenwärterinnen erlauben wollten, daß er ein offenes Haus geführt, in welchem jeder Besucher willkommen war, auch wenn er nichts zu essen mitbrachte, und daß Benedix außerdem zwei wohlhabend verheirathete Schwestern hatte, so daß sich an seinem Reichthum so wenig

zweifeln läßt wie an der Bildung Nante's, dessen Bruder die Flöte bläst.

Wenn schon der concrete Fall, uns in Raum und Zeit so nahe, nicht klar zu enträthseln ist, so mag man daraus schließen, wie erst in Deutschland die allgemeine Frage nach der materiellen Lage des Schriftstellers im Verhältniß zu den verfeinerten Lebensformen eines vorgeschrittenen Zeitalters von Verwirrung und Widersprüchen umhüllt ist.

Und doch ist die Sache überaus einfach auseinanderzusetzen. Da die Frage ausschließlich in Deutschland immer wieder auf die Tagesordnung kommt, so braucht man nur resolut die bezüglichen Zustände in anderen Ländern zur Parallele herbeizuziehen, zwar nicht, um die Frage aus der Welt zu schaffen, was hier, wie in den meisten Fällen, dem Culturgang selbst überlassen bleiben muß, aber wohl um die Ursachen der Entstehung deutlich vor Augen zu haben.

In dem zu wenig verbreiteten Nachlaß Thomas Buckle's, des Verfassers der trotz einer durch Hegel'sche Glossen verunstalteten Uebersetzung Ruge's vielverbreiteten „Geschichte der Civilisation in England", findet man eine bezeichnende Auslassung über den Geldbedarf der Schriftsteller. Es wird zuerst mit großer Entrüstung auf Lamartine hingewiesen, daß

einer der geistreichsten Schriftsteller der Zeitepoche, dessen Werke ihm ungeheure Summen eingebracht und der bei gewöhnlicher Klugheit ein großes Vermögen hätte anhäufen können, als Bettler auftrat und vor ganz Europa eingestand, daß er vergeudet hatte, was er erworben hat, und nicht nur Freunde, sondern sogar Unbekannte bat, sein Deficit gutzumachen.

Dann — obgleich er die völlige Abschaffung von Jahrgeldern, Geldsammlungen, literarischen Unterstützungsanstalten und Hilfsfonds selbst einen hohen Standpunkt nennt, den zu erreichen noch viel zu thun übrig bliebe — umgürtet er sich „mit dem ganzen Stolz seines England", indem er in Bezug auf diese seine Heimat die einfache, wahre und große Behauptung aufstellt: „Jeder, der die Schriftstellerei als seinen Beruf pflegt, kann einen anständigen Unterhalt damit verdienen, und wenn er das nicht kann, so hat er sich in seinem Berufe geirrt und sollte einen anderen suchen."

Warum nun ist Buckle so offenbar im Rechte, sowohl mit seiner Entrüstung, wenn in Frankreich ein Bettler wird, wer ein Schriftsteller gewesen ist, als mit seiner stolzen Behauptung, daß, wer in England als Schriftsteller darben muß, niemals die Fähigkeit eines solchen besaß und also überhaupt keiner ist; und

warum hätte Buckle ein so himmelschreiendes Unrecht, wenn er jene Entrüstung oder jene Behauptung auf Deutschland hätte anwenden wollen? Aus einem sehr einfachen Grunde, eben so oft als fruchtlos gesagt: weil in Frankreich und England die Bücher, die man liest oder lesen will, auch gekauft werden und in Deutschland nicht.

Auch in Frankreich und England borgt man sich von Freunden oder aus Leihbibliotheken Bücher aus, aber nachdem man sie mit Genuß gelesen und mit Pünktlichkeit zurückgegeben hat, geht man erst recht in die Buchhandlung, um sie als sein Eigenthum nach Hause zu tragen. In Deutschland konnte man schon im vorigen Jahrhundert das Epigramm hören: die Bücher werden behalten, aber nicht, was darin steht.

In Paris, wenn zwischen elf und zwölf Uhr Nachts die vergnügte und elegante Menge noch über die Boulevards streicht, gehört zu den besuchtesten der noch glänzend erleuchteten Boutiquen auch die des Buchhändlers; der Lebemann nimmt sich seinen Roman, der Politiker, der Denker das ihm entsprechende ernstere Buch zur Nachtlecture mit nach Hause.

Erst vor einigen Wochen hat die angesehene englische Literaturzeitung „Athenäum“ die Kläglichkeit der deutschen Lesewelt verhöhnt, weil ein gerühmtes

Werk erst nach zwölf Jahren in zweiter Auflage erschien, das in England schon im zweiten Jahre eine zwölfte Auflage erlebt hätte.

„Ein Thor, wer der Thorheit entgegenstrebt!“ sagt Grillparzer. Es läßt sich nicht hoffen, der Unsitte eines ganzen Volkes, wie hier den Lesegewohnheiten der Deutschen und insbesondere der Wiener, durch Predigen und Dociren ein Ende zu machen. Es gilt nur, den Zustand in seiner Wesenheit zu constatiren, theils um die Wirkung jener Gedankenlosigkeit zu paralysiren, welche entweder die Noth gar nicht vorhanden glaubt, weil der „arme Poet“ nicht mehr aufgeführt wird, oder sehr geneigt ist, die Anklage von den Schuldigen auf die Leidenden abzuwälzen; theils um die bisher angewendeten Mittel der Abhilfe zu beleuchten und auf die eigentlich wirksamen hinzuweisen.

Wie es zu den „Bauernregeln“ des biederen Landmannes gehört, daß für die „Stadtleut’“ Alles gut sei, so gehört es zu den Lebensregeln der „gebildeten“ Stadtleute, daß gegen den Geist alle Unarten erlaubt seien. Man hält es für höchst unschicklich, bei einem Diner, welchem man als Gast beigezogen wurde, zu spät „nach dem Anfang“ zu erscheinen; man hält es aber für schicklich, zu spät im Theater zu erscheinen,

ohne Scheu vor dem Armuthszeugniß, das man durch Mißachtung der Exposition seinem eigenen Kunstverstand ausstellt. Man würde es nicht über sich gewinnen, ein Taschentuch auszuborgen, nicht einmal ein ungebrauchtes, während bei uns jede Dame — weiß Gott, von wem? — gebrauchte Bücher zur Hand nimmt.

Ich war dabei, als in Wien ein süddeutscher Dichter eine seiner Erzählungen mit unbeschreiblicher Einfachheit und Wirkung vorlas. Entzückt stürzte der reiche Banquier auf ihn zu, ein Entschluß außerordentlicher Anerkennung schwebte sichtbar auf den Lippen des Gerührten und er sprach langsam und ausdrucksvoll: „Leihen Sie mir dieses Buch!"

Von dem geistreichen Rhapsoden Jordan wird erzählt, daß er in Berlin von einer Dame um eines seiner reizenden Buchdramen angesprochen wurde, nur für einen einzigen Abend, er werde es schon am nächsten Morgen pünklich zurückerhalten, sie wolle es nur in einigen einsamen Stunden durchgenießen; worauf er erwidert hätte, sie möchte ihm die Obligationen, Actien rc. ihres Mannes schicken, nur für einen einzigen Abend, sie werde sie am nächsten Morgen pünktlich zurückerhalten, er wolle nur die Coupons davon herunterschneiden.

Aber man kann nicht jedes Buch kaufen, das man lesen will, heißt es. Aber man bezahlt den Sitz zu jedem Theaterstück, das man sehen will, und man bezahlt damit einen vergänglichen Genuß und nicht einen bleibenden Besitz.

Es herrschen überhaupt in der Welt noch eigenthümliche Vorstellungen von der Beziehung des dichterischen Schaffens zum materiellen Leben. Weniger als von jeder andern Kunst vermag man von der Dichtkunst vorauszusetzen, daß sie mit der irdischen Entlohnung in einem unlösbaren Zusammenhang, ja in einer Causalverbindung stehe, obgleich die Biographien der besten modernen Dichter darüber Aufschluß geben und sogar dem Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller zu entnehmen ist, welche Werke diese großen Männer, müde der Verfolgungen, die auch ihnen nicht erspart wurden, ungeschrieben gelassen hätten, wenn sie nicht — des Geldes dafür bedürftig gewesen wären. Niemand vermag auch nur sich vorzustellen, daß ein geschätzter Maler Monate lang, ein Bildhauer von Ruf Jahre lang an einem Werke arbeiten würde, das nicht bestellt wäre, während sich mit einer auf Bestellung gelieferten dichterischen Arbeit eine entwürdigende Vorstellung verbindet. Gewiß liegt darin eine instinctive Anerkennung der Menge, daß

unter allen Künsten gerade der Dichtkunst der erhabenste Rang gebühre.

Allein ihre Jünger büßten diese Auszeichnung mit einer schroffer als sonst sich vollziehenden Trennung der Begriffe: „für die Ehre" und „für das Geld". Hat doch erst noch vor kurzer Zeit der Redacteur einer kleinen Zeitung einem Schriftsteller, dessen Feder er gar gerne angeworben hätte, erschreckt von seiner hohen Honorarforderung, die Worte zugerufen: „Ein Talent wie das Ihre sollte gar nicht für's Geld, sondern nur für die Ehre schreiben", worauf der Schriftsteller ruhig erwiederte: „Ich habe auch immer nur für die Ehre geschrieben, darum verlange ich so viel Geld, wenn ich einmal für Ihre Zeitung schreiben soll."

Schon der Dichter des „Candide" wurde mit diesem falschen Gegensatz behelligt, ihm vorgeworfen, daß er nur für's Geld, sein Gegner aber nur für die Ehre schreibe, was Voltaire mit der Antwort abfertigte: „Jeder schreibt für das, was er am wenigsten hat und am nöthigsten braucht."

Die gewöhnlichen Menschen wissen eben nicht, daß auch das Honorar — Poesie ist. Es gewährt nämlich einen eigenthümlichen, einen dichterisch reizenden Triumph, diese harte, geizige, prosaische Welt, welche

ihr Geld so krampfhaft festhält, wo sie nicht den sinnlichen Werth dafür eintauschen kann, zu zwingen, ihr Theuerstes herzugeben für nichts Greifbares, für Imagination, Traum, Fabel, geistiges Fluidum. Ja, wahrlich, Honorar ist Poesie und um so mehr Poesie, je mehr Honorar.

Ein großer Wohlthäter des Menschengeschlechtes aber ist der Gemeinplatz. Wie man fertige Kleider und Schuhe kauft und dadurch erspart, den Stoff erst zu wählen und sich um seine Behandlung zu kümmern, so liefert der Gemeinplatz fertige Begriffe und Urtheile dieser armen menschlichen Vernunft, die sonst genöthigt wäre, das Erforderliche selbst langsam zu suchen und mühsam zusammenzusetzen. Einer dieser Gemeinplätze lautet: „Ein wirkliches Talent ist noch niemals zu Grunde gegangen, es hat sich noch immer Bahn gebrochen."

Ja, woher will denn der liebe Gemeinplatz dies wissen? Eben weil Talente zu Grunde gingen, hat man nichts von ihnen erfahren und kann auch der Gemeinplatz nichts von ihnen aussagen. Es ist nicht nur wahrscheinlich, was uns hier nicht weiter beschäftigen kann, daß aus Mangel und Noth Talente zu Grunde gehen, es ist auch gewiß und erfahrungsmäßig festgestellt, daß aus denselben Ursachen noch

ungeborene Dichterwerke im Vatergeiste schon anerkannter Talente erstickt werden. Um daß diese die Hingebung, die Seelenlust, die Freiheit und die Verve haben könnten, solche Werke zu schreiben, müßten ihre früheren gepriesenen Werke gebührend — gekauft worden sein, müßten ihre Verfasser den Reichthum besitzen, den sie bei einer Nation gefunden hätten, welche nicht gewohnt ist, ihre literarischen Genüsse gewissermaßen heimlich zu entwenden und den Lohn dafür schuldig zu bleiben.

Glaubt man, daß literarische Unterstützungsanstalten und Hilfsfonds solche Reichthümer ersetzen können? Sie sind eine Ehrenschuld und können nur durch eine Ehrengabe ausgeglichen werden. Eine solche hat Schiller vom Herzog von Augustenburg empfangen und sie hat dem Dichter dazu verholfen, unsterblich zu werden, den Herzog aber gleich selbst unsterblich gemacht. In neuerer Zeit hat Freiligrath der Nation die Sühne für ihre Schuld gestattet, seine Werke zu wenig gekauft zu haben.

In Oesterreich erschien vor vier Jahren in einem der verbreitetsten und einflußreichsten Journale über das neue Buch eines österreichischen Dichters eine Kritik, welche, wenn sie in London über einen englischen Dichter erschienen wäre, für diesen den Werth

eines Palastes gehabt hätte. Bei uns hatte sie bis zum heutigen Tage den Werth eines Bettelsackes.

Die Noth deutscher Dichter wird unsterblich sein, so lange man ihre Bücher ausleiht und die Ehrenschuld, die man dadurch ihnen gegenüber eingeht, nicht durch Ehrengaben tilgt.

Mädchenloose.

I.

Töchter gebildeter Stände.

Das genußlose und ungemessene Verblühen weiblicher Wesen ist von den Sängern des Weltschmerzes nur selten oder niemals zum Gegenstand herzergreifender Elegien erwählt worden. Die Grenze ist allerdings eine sehr unbestimmte, von der Phantasie kaum festzuhaltende, die Grenze, an der sich das Verwittern und Veralten einfindet und die volle letzte Reife des Weibes in die ersten Falten der Ueberreife sich verliert, wo man aufhört, die Jahre nach Lenzen und anfängt, sie nach Wintern zu zählen. Der Dichter fürchtet wol, das Frauenbild, dessen freudenloses Dahinscheiden er mit tragischer Lyrik beweint, könnte vom Leser als alte Jungfer verlacht werden. Wenn indessen unsere

zahlreichen Romanschriftsteller darauf achten würden, daß die ewige Neuheit des Menschenherzens sich ihrem sehr zweifelhaften Genie nicht von selbst als das sogenannte „Reinmenschliche" offenbart, ihnen aber wol in den socialen Formen erkennbar zu werden vermöchte, die ununterbrochen neu sich gestalten, dann würde ihnen das trübselige, an sich aller Poesie entfremdet scheinende Ledigbleiben der Mädchen Stoff zu den interessantesten Epopöen der Gegenwart liefern.

Ich habe nicht im Sinne, nachzuholen, was die Romanschriftsteller versäumten, ich will nur eine von den Ursachen des sozialen Unglücks der Frauen andeuten und dabei nicht einmal den Anspruch erheben, eine unmittelbare Hülfe dagegen vorschlagen zu können, die mir in der Frauenemancipation, wie sie heutzutage betrieben oder angestrebt wird, am wenigsten vorhanden zu sein scheint.

Vor einigen Jahren war ich Gast einer gräflichen Familie auf einem ihrer Landsitze in Niederösterreich. Mit dem Oberhaupt der Familie einer literarischen Beschäftigung obliegend, war ich während eines langen sonnigen Herbstes ein Gast des Hauses.

Wie traulich war das Aeußere der früher nahenden Abende! In einem Salon von ungewöhnlicher Größe, einem der Säle gleich, in welchen einst das

Ritterthum tafelte, wurde der Thee genommen. Durch eine geschickte Eintheilung der Möbel wurde jedoch die unheimliche Weite des Raumes in's Behagliche übertragen. War der Tisch in der Mitte groß genug, die ganze Gesellschaft um sich zu versammeln, so war man doch nicht genöthigt, sich dort festzusetzen; überall in den Ecken und Nischen bildeten mannigfach geformte und bequeme Ruhesitze mit den entsprechenden Blumen-, Lese- und Spieltischen für sich bestimmte Etablissements, auf welche sich die Gesellschaft zu Staaten im Staate vertheilen konnte.

So saßen nun allabendlich die Töchter des Hauses, zu welchen sich zahlreiche junge Mädchen von den Gütern der Nachbarschaft gesellten, um unter dem Schutze ihrer Mutter zu sticken und zu häkeln. Wie viele blühende Leben, von der Natur durch Schönheit und Temperament dazu bestimmt, bei nur einigermaßen freier Entfaltung ihres Innern Poesie und Schwung, Geist und reizende Beweglichkeit in das Dasein Derjenigen zu bringen, denen sie einst angehören sollten oder die sich ihnen mit der Absicht oder auch nur mit dem Traume einer solchen Angehörigkeit nähern konnten.

Allein die Wohlerzogenheit breitete über all' die herrlichen Eigenschaften einen Schleier und hielt

sie in latenter Gebundenheit nicht besonders scharfsinnigen Augen verborgen. Solche besaßen aber die jungen Männer nicht, welche sich aus Wien oder aus den Garnisonen der kleinen Städte in der Nähe einfanden, oder sie hatten vielmehr nicht Lust erst mühsam mit den Augen des Geistes nach wirklichen Seelenreizen zu forschen, die sich ihnen in anderen Schichten der Gesellschaft von selbst aufdrängten.

Von Politik wurde gesprochen, aber eine Aeußerung auf diesem Gebiete, die mehr als ein kindischer Scherz gewesen wäre, hätte das kühne Mädchen, das sie wagte, mit dem finstersten Stirnrunzeln der älteren Frauen zu büßen gehabt. Vorkommnisse aus dem Treiben der Stadt wurden nur so weit erzählt, als eine frivole Pointe geschickt umschrieben werden konnte, wobei die Gesichter der Mädchen das absolute Nichtverstehen officiell auszudrücken hatten. Im Uebrigen verflachte die Conversation zu dem Niveau, das den jugendlichen Zuhörerinnen jeden herkömmlichen Antheil gestattet, den der Sprechende im Voraus berechnen kann und wobei ihn keine Ueberraschung irgend einer Art erwartet.

Der Rest ist Sticken und Häkeln.

Ich habe nur zufällig von einem adeligen Hause gesprochen; der bemittelte Bürgerstand bietet im Wesent-

lichen keine andern Mädchenerscheinungen. Und nun denke man, daß diese aschgraue Wohlerzogenheit darauf berechnet ist, Männer dieser Zeit zu gewinnen, Männer, deren eminent nüchterne oder praktische Thätigkeit als Soldaten, Techniker, commercielle Directoren u. s. w. sie nöthigt, die Poesie ihres Daseins, deren sie sich nicht ganz begeben können, statt in Büchern oder Kunstwerken ausschließlich im Verkehr mit dem weiblichen Geschlecht zu suchen. Muß nicht gerade diese Wohlerzogenheit, die auf ihre Gunst berechnet ist, ihren Widerstand erregen?

Die Folge davon ist eine unausgesprochene, aber intensive Opposition gegen das Weib im Hause und dadurch bewirkte lebhaftere Empfänglichkeit für das Weib in der Oeffentlichkeit.

Man verwechsle dies durchaus nicht mit dem öffentlichen Weibe. Wie die Bühne von jeher, so fordert heute auch die Industrie eine öffentliche Mitwirkung der Frauen. Es hat sich eine noch nicht classificirte und benannte und nur dem Beobachter großstädtischen Lebens erkennbare Frauenwelt herausgebildet, welche im Lachen und Sprechen von keiner Fessel mädchenhafter Scheu gehemmt wird, im Verkehr die ungebundensten Formen zur Schau trägt und dennoch den Sinn und das Wesen der Sittlichkeit nicht wirklich verletzt.

Beides vereint, die äußere Freiheit und die innere Strenge, übt gerade auf jene Männer, die sich von der trockenen Züchtigkeit der häuslichen Anstandsformen abgestoßen fühlen, einen Zauber aus — daß in neuer Zeit Ladenmädchen, Verkäuferinnen, Damen des Comptoirs glänzende eheliche Verbindungen schlossen, Partien, die zu erreichen, Mädchen aus den besten Häusern umsonst gestickt und gehäkelt hatten.

Dabei muß man bemerken, daß die vom Ladentisch Weggeheiratheten an Schönheit, wie an Bildung weit zurückstehen hinter den auf den häuslichen Fauteuils Sitzengebliebenen. Jene haben vor diesen nur einen Mangel voraus, der für einen Vorzug gilt: den Mangel an Erziehung im Sinne der mütterlichen Philister. Ein Lachen mehr und ein Erröthen weniger war das ganze Geheimniß der Siegerinnen. Sie bewegten sich dabei in der Oeffentlichkeit, auf der Bühne, wenn diese auch nur eine Boutique oder ein kleines Cassen-Bureau war; sie wurden so gut und so viel umworben wie Schauspielerinnen, sie hatten die Kunst zu üben, zugleich anzuziehen und abzuwehren und mußten dabei Geistesgegenwart und vielversprechende Zukunft des Herzens zeigen.

Mit Einem Wort: sie l e b t e n, sie traten aus dem unlebendigen Kreis häuslichen Mädchenthums

heraus, welches langweilen muß, weil es nicht unterhalten darf.

Man wäre in einem kolossalen Irrthum befangen, wollte man eine gleich angenehme Wirkung auf die Phantasie des männlichen Geschlechts von der verwirklichten Frauen-Emancipation voraussetzen. Denn der Zauber, den die weibliche Ungebundenheit ausübt, beruht auf dem Bewußtsein der socialen Macht der sittlichen Gebundenheit des Weibes. Weniger eine Emancipation des Frauenthums als eine Emancipation vom Frauenthum wird angestrebt, wenn man die allgemeine Erwerbsfähigkeit und Selbstständigkeit des weiblichen Geschlechts realisiren will.

Wol ist es nur zu wahr, daß Alles, was man gegen solche Bestrebungen aus dem Gesichtspunkte der Poesie und Schönheit in der äußern Erscheinung und in der Stellung des Weibes geltend machen kann, nicht gegen die Gewalt der modernen Verhältnisse aufzukommen vermag, welche den Kampf ums Dasein immer heißer und erbitterter gestaltet und ihm täglich neue, bisher davon ausgeschlossene Truppen wirbt. Allein so lange das weibliche Geschlecht noch nicht ganz in der Uniform dieses Kampfes steckt, darf man noch immer von den Bedingungen des Herzens sprechen, unter welchen heute wie ehemals am natürlichsten ge-

heirathet wird. Und insofern das Heirathen noch nicht selbst zu einem Bestandtheil des erwähnten Kampfes geworden ist, setzt es Forderungen der Phantasie und des Gefühls voraus, die von der Emancipation nicht befriedigt werden könnten.

Der Verstand ist zuweilen — die Unvernunft; kann es in Betracht der zartesten und beglückendsten Eigenschaften der weiblichen Natur etwas Unvernünftigeres geben, als den Verstand? Muß der praktische, berechnende, warnende Verstand nicht, wie der Bauer, der die Früchte vom Baume nimmt, abstreifen was noch Blüthe, was noch holde Nutzlosigkeit geblieben ist?

Die Bemerkungen gegen das nüchterne Philisterthum der „Töchter gebildeter Stände" wollen also nicht für die Emancipation der Frauen plaidiren, nur für eine Erweiterung der Schranken, in denen gegenwärtig die anständige Mädchenhaftigkeit sich bewegt, nur für die Möglichkeit, daß die wohlbehütete weibliche Jugend, nicht in der Gesellschaft, aber wohl in der Geselligkeit, nicht durch Thätigkeiten und Actionen, aber wohl durch freiere Entfaltung des Charakters und des Gemüthes, mehr individuelle Geltung gewinne, auf die Phantasie der heirathsfähigen Männer bestechender wirke.

Ach, sie sind so leicht zu bestechen, sie sind so dankbar, wenn ihnen ein Zufall eine ausnahmsweise Gelegenheit gestattet, an einem im Philistertopf blühenden Röslein einen Duft des Gemüthes zu gewahren, der nicht der gewöhnliche ist. Ein Beispiel dafür fand ich in dem adeligen Kreise von dem ich oben sprach. In dieser Gesellschaft bewegte sich ein junger Mann von französischer Abkunft, ein Chevalier, der sich zu seinem großen Verdruß im deutschen Oesterreich Ritter nennen mußte, weil es keine andere Uebersetzung für Chevalier giebt. Der Ritter sind aber jetzt dort so viele, die diese Standeserhöhung mit dem Orden der eisernen Krone erlangt haben und um die eiserne Krone zu erwerben, gar nichts bedurft hatten als eine eiserne Stirn. Ihre Ahnen unterscheiden sich dem Range nach nur dadurch, daß sie entweder mit verächtlichen alten Hosen oder mit angesehenen silbernen Pfeifenbeschlägen gehandelt haben . . .

Mein Chevalier war dem adeligen Kreis, von dem ich sprach, eine unschätzbare Persönlichkeit. Denn zunächst war er hartgesotten in allen socialen Vorurtheilen des Standes und würde bürgerliche Neigungen niemals offen bekannt haben, sodann aber war er ein épouseur.

Das Wort ist unübersetzbar, denn es bedeutet

weder einen Bräutigam, noch einen Freier, sondern Einen von dem man voraussetzt, daß er, wenn die Umstände dem Unternehmen günstig wären, sogleich heirathen würde, ohne daß man bereits von einer bestimmten Wahl wüßte, die er getroffen hätte.

Wie groß war das Erstaunen, als man erfuhr oder zu bemerken glaubte, daß der hübsche und auf seine vornehme Geburt so stolze junge Mann, der in dem großen Cirkel schöner Töchter des Adels nur das Schnupftuch zu werfen gebraucht hätte, um mit welcher immer zur Trauung schreiten zu können, Pläne hegte, um ein — bürgerliches Mädchen zu werben!

Die Geschichte dieses Entschlusses brachte ich sehr künstlich aus ihm heraus, begünstigt durch einen besonderen Zufall, den zu erzählen zu weitläufig wäre. Ich muß übrigens bemerken, daß der vertrauliche Umgang mit einem Schriftsteller von einem echten Chevalier, namentlich wenn er sich auf französische Abkunft stützt, nicht perhorrescirt wird, sei er übrigens noch so adelsstolz.

Mein Chevalier berichtete Folgendes:

„Mein kleines Gut, das ich nur selten einige Sommerwochen hindurch bewohne, ist mit dem einer alten Wittwe Namens Dornsee durch einen Wald ver-

bunden. Eines Morgens streifte ich zwischen den alten Bäumen umher, da sah ich bei einer Biegung des Weges eine merkwürdig hübsche und schlanke Bauersfrau, bemüht, zu den rothen Kirschen eines Vogelbeerstrauches mit den Armen herauf zu gelangen. Uebermüthig und gedankenlos zugleich umschlang ich die reizende Gestalt von rückwärts und berührte, als sie das Gesicht wendete, ihre Wangen mit meinen Lippen. Sie riß sich mit einem Schrei los. In demselben Augenblick trat ihr Mann aus dem Walddickicht, einen schweren Knüttel als Spazierstock in der Hand. Der riesige Bauer äußerte gelassen die Absicht, mich todt zu schlagen.

„Mein guter Mann," sagte ich aus meiner Cavalier-Perspective, „das ist nicht die Art Genugthuung zu verlangen; sendet Eure Zeugen!"

„Zeugen," schrie er, „sind meine beiden Augen und Genugthuung schafft mir dies Holz, ich will Euch vornehmen Junggesellen einmal die Lust vertreiben, ehrsame Bauerweiber zu beschleichen."

Sie zweifeln nicht, lieber Freund, fuhr der Chevalier fort, daß ich Muth habe, aber hier fehlte mir der für den Fall einzig richtige, die Courage feig zu sein, der Muth davon zu laufen. Zur Vertheidigung gehörte kein Muth, weil keine Vertheidigung möglich

war solcher Stärke gegenüber und ohne Waffen. Ich stellte mich zwar zum Ringkampf zurecht, aber ich gab mich verloren.

Da trat plötzlich eine Erscheinung zwischen den Ahornstämmen hervor, mit Blätterwerk und Blüthen behängt, wie eine Fee, denn sie hatte sich hastig durch die Büsche gedrängt. Es war die Nichte jener Frau Dornsee, eine bei ihr erzogene Waise; ich hatte Tante und Nichte niemals gesprochen, Beide bis dahin nur vom Sehen gekannt. Das Mädchen trat zu dem zornerfüllten Bauer heran und sagte zu ihm mit größter Ruhe: „Lieber Freund, Ihr thut meinem Manne schweres Unrecht. Er ist mit seinem Weib durch den Wald gegangen, wie Ihr mit dem Eurigen, und vergnügt, noch so ein glückliches Paar zu sehen hat er Eure Frau freundschaftlich begrüßt. Wäret Ihr nicht so wild gewesen, er hätte in seiner Freude auch Euch umarmt. Wie könnt Ihr denken, daß er in Gegenwart seines Weibes, — denn ich stand dort hinter den Stämmen — das eines Andern hätte beleidigen wollen!"

„Ihr seid das Weib dieses Mannes?" fragte der Bauer zweifelnd.

„Gewiß ist er mein lieber Mann!" sagte sie und küßte mich so ruhig, ohne Zögern, ohne daß ein ver-

rätherischer Blutstropfen ihre Wangen gefärbt hätte, so überzeugend, daß selbst der Bauer glaubte.

„Nehmt ihn besser in Acht!“ sagte er und zog mit seinem Weibe davon.

Ich warf mich nicht in Erkenntlichkeit aufgelöst vor der jungen Dame nieder, ich fragte sie einfach wie ich ihr danken könne.

„Auf zweierlei Weise,“ erwiederte sie und jetzt erst schoß ihr das jungfräuliche Blut in die Wangen. Dabei war ein Zucken um ihre Lippen, wie das des Zornes.

„Auf zweierlei Weise: indem Sie geloben, mich in diesem Leben ohne meine Erlaubniß nie wieder zu sprechen, und indem Sie geloben, niemals um diese Erlaubniß mich bitten zu lassen.“

„Ich versprach Beides“, schloß der Chevalier seine Mittheilung, „aber so kann es zwischen mir und dem Mädchen nicht bleiben.“

Was er unternahm, einen neuen Zusammenhang mit seiner Retterin anzuknüpfen, davon bin ich bis heute noch nicht unterrichtet. Gewiß aber ist, daß das kühne Heraustreten des Mädchens aus allen mittelmäßigen Empfindungen, aus Gewohnheit und Gewöhnlichkeit einen überwältigend tiefen Eindruck auf

ihn machte. Zweigte sich das Heraustreten doch so weit ab von dem monotonen Lebensgleise der Töchter gebildeter Stände.

II.

Von der Bühne weg.

Zu den Culturzuständen unserer Zeit gehören viele kleine Momente, die man höchstens als sonderbare Erscheinungen auffallend findet, ohne sie als Signale tiefgreifender Veränderungen in unserem socialen Leben mit Gedanken und Betrachtungen zu begleiten. Immer wird es zunächst der Verkehr der Geschlechter sein, dessen wechselnde Formen und Gestaltungen auch eine neue Stimmung, einen anderen Ton und Zug der Epoche anzeigen. Welche Veränderungen hat dieser Verkehr nicht in Frankreich durchgemacht zwischen der Galanterie des 18. und der Frivolität des 19. Jahrhunderts! In Deutschland oscillirt die Leidenschaft, welche ebensowohl das sittliche als das verwerfliche Moment dieses Verkehrs sein kann, unausgesetzt zwischen den Schranken der Standesunterschiede; in den Liebes- und Heirathsgeschichten, die der Oeffentlichkeit bemerkbar werden, überwiegt bald abwehrend die bürgerliche Nüchternheit,

die herkömmliche Lebensauffassung, bald Alles überfluthend der halb poetische, halb sinnliche Leichtsinn, der dem Genuß des Augenblicks lebenslängliche Opfer bringt.

In Süddeutschland ist in den letzten Jahren die Verheirathung von Cavalieren und Mädchen vom Theater eine fast gewöhnliche Erscheinung geworden. Aus München und Wien allein schon ließe sich dafür eine stattliche Reihe von Beispielen aufzählen. Wenn die Vertreter der guten alten Zeiten und namentlich die strengen Aristokraten darüber scandalisirt waren, so verdient doch auch die Aeußerung, welche eine lustige Soubrette, oder wie man in Wien sagt, „Localsängerin", über denselben Gegenstand auf der Bühne improvisirte, dem Gedächtniß erhalten zu werden. Die Adligen, die sich um die Hand von Theater-Prinzessinnen bewarben, waren zum Theil so wüste, von Geist und Bildung verlassene Erscheinungen, daß jene Improvisation den Nagel auf den Kopf traf. Sie lautete dem Sinne nach aus den Dialect-Reimen des Couplets in allgemein verständliche Prosa übersetzt: Mein Geliebter ist ein Hoher, ich bin eine Sängerin; weil es jetzt modern ist, so heirathet er mich vielleicht. Er thut alles Mögliche, er macht jeden Schritt; ich glaub' aber immer: meine Familie leidet es nicht."

Es wäre in der That eine nützliche und interessante Aufgabe für Romanschreiber und dramatische Autoren, das Wesen der Mesalliance einmal nach dieser umgekehrten Seite dichterisch zu verwerthen. Wie oft wurden die Kämpfe und Zerwürfnisse dargestellt, die einer nicht standesgemäßen Heirath vorhergingen, weil sich ihr die vornehme Familie widersetzte; wie oft hat man die Consequenzen geschildert, die es für ein Frauenleben hat, das aus den sogenannten untergeordneten Verhältnissen in die vornehmen Cirkel hineinheirathet! Es thäte einmal das Umgekehrte wohl, wenn auch nur auf dem idealen Gebiet der Fabel: Der Widerstand einer bürgerlichen Familie, die sich durch Wappen und Titel, ihrer Tochter zugedacht, über die viel weniger glänzenden inneren Zustände in der aristokratischen Lebenssphäre nicht verblenden läßt. Und wenn endlich die Heirath nicht zu verhindern war, so müßten die Consequenzen auf die entgegengesetzte Seite fallen, und der junge, vornehme Ehemann durch die Thatsachen gezwungen werden, mit seinen bisherigen Anschauungen und Gewohnheiten völlig zu brechen.

Dabei müßte allerdings vom Theater ganz abgesehen werden, welches der adeligen Ausgelassenheit keine bürgerlichen Tugenden entgegenzusetzen hat, ob-

gleich selbst dieses in sittlicher Beziehung so viel verschrieene Institut hierin noch immer größere Achtung in Anspruch zu nehmen hat, als meistens das Wesen und die Gesinnung vornehmer Lebemänner. Wenn die beim Theater Beschäftigten zu einer abenteuerlichen Auffassung des Daseins verlockt werden, so sind sie vom Fluidum der Kunst, von Phantasie und Poesie bestochen, in der Nutzlosigkeit die Schönheit zu erkennen und den Zauber der Dinge in ihrer holden Unregelmäßigkeit zu erblicken, während der aristo- oder plutokratische Uebermuth nichts zu seinen Gunsten anzuführen weiß, was aus dem Gebiete des Geistes oder der Kunst stammte und seine Thaten und Unthaten die Kinder einer verödeten Seele sind, in welcher der Hochmuth und die Langeweile beständig Hochzeit halten.

Wie verschieden aber auch in Ursprung und Motiven, haben doch beide Sphären den Drang, über die bürgerliche Eintönigkeit der Verhältnisse hinauszukommen mit einander gemein, und diese Gemeinsamkeit ist der Schlüssel zu den in neuerer Zeit so häufig vorkommenden Verbindungen zwischen Palast und Bühne. Es fragt sich nur, in welchem Styl sich solche Ehen weiter gestalten; die Welt erfährt davon nicht mehr als von den Ehen, die auf der Bühne selbst im Lustspiel geschlossen werden: man weiß nur, daß sie

sich „kriegen“ und über die Zukunft fällt der Vorhang.

Eine Merkwürdigkeit ist vor Allem zu beobachten: Ehen mit Frauen, welche von der Bühne weg geheirathet wurden, nehmen immer im Verhältniß zum gewöhnlichen Eheschicksal umgekehrten Verlauf, sie sind im Anfang stürmisch, voll Streit und Zwiespalt, und werden mit der Zeit dann friedlicher, liebevoller und harmonischer.

Psychologisch ist dies leicht zu erklären. Das gewöhnliche Mädchen tritt aus der engumfriedeten Stille des Philisterhauses in die Ehe und nachdem die poetische Stille der Flitterwochen darauf gefolgt und vorüber ist, sehnt sich die junge Frau nach einer bewegten Welt, an der oft die Theilnahme bisher, wenn nicht ganz versagt, doch halb verkümmert war, und nöthigenfalls scheut sie auch im eigenen Hause nicht ein wenig Bewegung und Sturm. Die Schauspielerin hingegen hat, wenn sie heirathet, das bewegte Leben bereits hinter sich, und glaubt sie anfangs das Beispiel ungeheuren Entsagens und Verzichtens zu geben, eine himmlische Märchenwelt aufzuopfern, indem sie die Bühne und ihre Erfolge verläßt, und kann sie sich zu Beginn der neuen Lebensbahn nicht immer des Gedankens erwehren, in ein ihr nicht zukommendes Reich der Nüchternheit und

Gewöhnlichkeit gerathen zu sein; — so nimmt doch die Solidität und Sicherheit der sie umgebenden Realitäten nach und nach ihr Gemüth gefangen und sie empfindet es wohlthuend, daß, was sie genießt, kein bloßer Theaterwein, was sie besitzt, kein bloßes Theatermöbel ist.

Mir sagte eine lang und glücklich vermählte Frau, die ihr hochgestellter Mann von der Bühne weg geheirathet hatte, einst denkwürdige Worte:

„Ich muß meinem Mann um so dankbarer sein, sprach sie, als ich, seit ich die Welt der Schminke aus der Loge und nicht mehr aus der Garderobe betrachte, nicht begreife, wie man Theaterleute heirathen kann und mir sagen muß, daß ich mich niemals in einen Schauspieler verlieben würde. Die Täuschungen durch das Costume sind mir schon zuwider, dann erst das falsche Küssen und nun erst gar — das falsche Erschießen!“

Es läßt sich hier freilich so wenig wie bei allen anderen menschlichen Verhältnissen ein bestimmter Erfahrungssatz mit dogmatischer Gewißheit aufstellen. Fast jedes einzelne Menschenleben ist eine Ausnahme von den allgemeinen Regeln, die man über Menschenleben überhaupt ausgemacht hat. Man kann, um zu einem möglichst sicheren Urtheil zu gelangen, nur die

für die Beobachtung erreichbaren praktischen Beispiele sammeln und diese sprechen dafür, soweit sie mir bekannt wurden, daß der Mann, selbst aus der höchsten Gesellschaft, ja besonders aus dieser nicht übel fährt, wenn er seine Lebensgenossin von der Bühne weg sich holt.

Niemals hat es der alte General Fürst Lichtenstein bedauert, daß er sich in den dreißiger Jahren mit der damals hochberühmten Sängerin Sophie Löwe vermählte, und Niemand, der sie Jahre lang in den Logen der Wiener Hoftheater erscheinen sah, hätte errathen können, daß sie die fürstliche Grazie ihrer Bewegungen, die stolze Lieblichkeit ihrer Manieren nicht schon in einer mit der Fürstenkrone geschmückten Wiege erlernt hätte.

Es gehört freilich auch zu solcher Wahl Glück und Verstand, das Glück, eine Gelegenheit zu finden, in der sich die weibliche Ausnahms-Natur offenbart, der Verstand, sie als solche zu erkennen. In Oesterreich wird jetzt bald eine Baronin ihre silberne Hochzeit feiern, die als junges Mädchen zum Theater gegangen war und durch die Poesie ihrer Erscheinung und den Zauber ihres Vortrags die Direction in dem Grade bestochen hatte, daß sie ohne „ersten Versuch“ vor dem Publikum stehenden Fußes engagirt worden

war. Bei der Probe des feinen Conversationsstückes, in welchem sie auftreten sollte, sagte ihr der erste Liebhaber pflichtgemäß und der Rolle getreu seine Liebeserklärung herunter. Als sie nun, statt wie es ihre Aufgabe gewesen wäre, freudig die Arme auszubreiten und in Ekstase zu gerathen — bis über die Ohren erröthete und die Augen niederschlug, da hätte ihr jeder rechtschaffene Mann augenblicklich seine Hand anbieten können.

Es ist auch in Betracht zu ziehen, daß es unter den Männern, die sich zu solchen Ehen entschließen, zuweilen ganz sonderbare Existenzen giebt, was dazu beiträgt, das Verhältniß zwischen Mann und Frau mitunter sehr eigenthümlich zu gestalten. In Preußen spielte vor vielen Jahren ein sehr junges, schönes und tugendhaftes Mädchen auf einer Provinzbühne. Der Sohn des Ober-Präsidenten oder sonst eines hohen Beamten verliebte sich über die Maßen in die Schauspielerin, was seinen Eltern das unangenehmste Ereigniß war, schon weil sie nach dem Wesen des Mädchens und der familienhaften Obsorge, unter der es stand, nichts anderes erwarten konnten, als daß der Roman mit der Ehe enden würde. Nachdem eine Zusammenkunft stattgefunden, in der sich die Liebenden, unschuldig wie Kinder, ewig Treue u. dgl. m.

gelobt hatten, wußten die Eltern des jungen Mannes für die Entfernung der Künstlerin zu sorgen.

Jahre vergingen, sie wurde reich, praktisch, lebensklug, lachte über ihre „erste Liebe" und heirathete aus wahrer Neigung einen noch nicht alten, finanziell ruinirten Edelmann, dem sie durch ihre Gewandtheit die Trümmer des Vermögens retten geholfen hatte.

Er hing an ihr mit Dankbarkeit und einer fast kindlichen Gutmüthigkeit.

Glücklich, wie sie nun beide waren, empfanden sie es mit Wehmuth, als sie eines Sommers an einem Kurort den ehemaligen Geliebten der Frau trafen, der nichts von seiner jugendlichen Schwärmerei aufgegeben zu haben schien und tragisch vorwurfsvolle Blicke auf die Vermählte warf.

„Er dauert mich, sagte diese zu ihrem Manne, im Grunde habe ich ihm doch eine Art Liebe und Treue gebrochen, wenn auch nur im Kinderspiel. Es wird ihn trösten, wenn er glauben kann, daß ich mit meiner Heirath blos einem Zwang der Verhältnisse gehorcht hätte. Ich will ihm sagen, daß Du mir eigentlich unausstehlich! Du bist es doch zufrieden?"

Er ging darauf ein und hatte seinen Spaß daran, daß sie dem jungen Mann ein Rendezvous gab,

zu dem Zwecke, mit denselben überschäwnglichen Phrasen für immer von ihm zu scheiden, mit denen sie sich einst für immer zu vereinigen geglaubt hatten. Als die Stunde des Stelldicheins kam, da traf es sich, daß das Ehepaar gerade traulich beisammen saß und beinahe von dem bestellten Anbeter überrascht worden wäre, wie es sich gerade lachend und schäkernd küßte. Und der Gatte sollte doch für ein unausstehliches Ungeheuer gelten! So geschah es, daß, wie in den Possen der Liebhaber vor dem eifersüchtigen Ehemann, so hier einmal der Ehemann vor dem eifersüchtigen Liebhaber unter den Tisch kroch und sich so lange verborgen hielt, bis der Letztere beschwichtigt und verabschiedet war.

Einigen Reiz der Originalität wird das Eheleben immer gewinnen, wenn die Gatten, bevor sie in den Hafen eingelaufen, nicht im allergewöhnlichsten Fahrwasser der Dinge dahinsegelten. Wie viele junge Mädchen, die mit aller Schönheit und Wohlerzogenheit und selbst im Besitz einer reichen Mitgift die ersehnte eheliche Versorgung nicht finden können, würden unschwer an dieses Ziel gelangen, wenn ihnen unsere sociale Philisterhaftigkeit die Möglichkeit, oder das Schicksal die Gelegenheit geben würde, unter allen Bedingungen der echten Sittlichkeit doch ein wenig

aus dem herkömmlichen Gleise herauszutreten, statt blos geselliger Vorzüge auch Charaktereigenschaften zu entfalten, vor Allem aber bestechend auf die Phantasie des männlichen Geschlechtes zu wirken. Diese Bestechung eben hat die Schuld oder das Verdienst, daß heutzutage niemals und nirgends so leicht geheirathet wird, als — von der Bühne weg.

Ein ungerathener Sohn.

Es giebt noch kleine deutsche Fürstenthümer. Dem Reisenden, der sie beschaulich durchwandert, scheinen sie mit der Paraphrase von Dichterworten zu sagen: Nimm uns auf in deinem Herzen, so wollen wir es gern verschmerzen, daß uns die Weltgeschichte nimmer kennt.

Ja, es ist ein traulich Leben und Weben dort, von wo die großen Diplomaten für ewig von dannen gezogen sind, wo keine auswärtige Politik mehr getrieben werden kann und folglich nicht mehr Staatsmänner die Telegraphendrähte in der Hand haben, um mittelst hochwichtiger Noten den Erdkreis zu elektrisiren.

Es soll jedoch deshalb nicht behauptet sein, daß, was sich trotzdem in diesen Ländchen sozusagen hinter

dem Rücken der Weltgeschichte begiebt, für Klio's gestempelte Blätter gänzlich verloren sei, in der Zeitung keine Erwähnung mehr finden könne. Nur muß solchen Begebenheiten ohne „Tragweite" einstweilen der untere Raum des Blattes, wo nicht die Staats-, sondern die Cultur-Actionen sich abspiegeln, zum pied à terre dienen. Wer weiß, ob die Welt nicht einst zu einem politischen Frieden gelangt, in welchem es keine größeren, wichtigeren Bewegungen mehr giebt, als die in den Kreisen der Familie und des bürgerlichen Lebens. Dann werden die Historiker vergessene, übersehene Geschichte schreiben und zur Bedeutung wichtiger Quellenwerke müssen die Aufzeichnungen über Dasjenige sich erheben, was heutzutage in kleinen deutschen Fürstenthümern sich ereignet. Das wird ihre Revanche sein.

Im eben verflossenen Sommer kehrte einer der wildesten Demokraten der Jahre 1848 bis 1849, den Reaction und Verfolgung bis in die Hinterwälder Amerika's getrieben hatten, in seine Heimat, in die Hauptstadt eines kleinen deutschen Fürstenthums zurück. Es war nicht Sehnsucht nach dem Vaterlande, was ihn heimwärts trieb; er hatte sich dieselbe unter dem Druck schwerer Arbeit beinahe abgewöhnt, und je mehr er als glücklicher Farmer die Süßigkeit des Besitzes

und den Wohlstand kennen lernte, umsomehr wurde ihm die Liebe zum Vaterlande nur zu einem theoretischen Glauben, dem er keine praktische Folge geben wollte. In Deutschland waren seine politischen Kämpfe auch Kämpfe mit seiner Armuth gewesen; in Amerika hatte ihm sein Ausruhen von der Politik auch behagliche Lebensgüter eingetragen. So verwandelten sich ihm seine persönlichen Schicksale in Gradmesser des Werthes beider Staaten. Was ihn heimzog, war statt des Vaterlandsgefühls ein Vatergefühl. Er hatte in Deutschland in den Tagen seiner revolutionären Thätigkeit Weib und Kind besessen. Von Gram und Noth war die Frau noch vor seiner Flucht dahingerafft worden, den Knaben aber hatte er einem Freunde übergeben, der, mit Kindern reich gesegnet, wohl die Gesinnung, aber nicht die Thätigkeit des Demokraten theilte. Später schickte der Flüchtling, Robert Bauer, Geld zur Erziehung seines Sohnes. Als dieser fünfzehn Jahre alt war, verlangte der Vater die Uebersiedelung seines Sprößlings, die Auswanderung nach Amerika. „Richard soll heimkommen, denn unter dem Sternenbanner ist seine Heimath," schrieb Robert. Der Freund aber stellte ihm vor, daß es sündhaft wäre, den Kleinen nicht erst das mit Erfolg frequentirte deutsche Gymnasium absolviren zu lassen.

Nach der Maturitäts-Prüfung nahm Richard zärtlichen Abschied von seinem Pflegevater. Dieser händigte ihm eine Summe Geldes ein, die Robert für diesen Zeitpunkt geschickt hatte, damit sein Sohn sich in Bremerhaven nach Newyork einschiffe. Richard steckte das Geld mit behaglichem Schmunzeln in seine Brieftasche und begab sich statt nach Bremen auf das Schiff, nach Gießen auf die Universität.

Robert aber, als er in seinen Hinterwäldern diesen Streich erfuhr, seufzte, vorwurfsvoll zum Himmel blickend: „Ein ungerathener Sohn!“

Jahre vergingen und jedesmal um die Zeit seines Geburtstages empfing Richard einen Brief von seinem Vater. Im Briefe befand sich kein Geld mehr, aber eine ausgiebige Strafpredigt, welche, auf streng republikanische Grundsätze gestützt, eine sehr antiquirte Kenntniß deutscher Zustände verrieth.

Für Richard war das Gefühl, einen Vater zu besitzen, ein unbestimmtes, märchenhaftes Glück, dessen Verwirklichung er sich oft mit Entzücken ausmalte. Er wollte nach Vollendung seiner Studien in Amerika eintreffen, in die Arme seines Vaters fallen, seinen Segen empfangen. Der Geist und die Bildung Richard's aber wurden von den veralteten Phrasen und den unrichtigen Vorstellungen in den väterlichen

Briefen so fremdartig und unheimlich berührt, daß er es nicht wagte, in seinen Antworten deutlich und ausführlich von seinen Erfolgen auf der Universität und in der Gesellschaft, am wenigsten aber von seinen vielversprechenden Verbindungen mit Politikern, höheren Beamten und Adeligen zu erzählen.

Richard wurde Doctor beider Rechte und trat in den Staatsdienst, zunächst als Assessor in seiner Geburtsstadt. Vor Annahme und Antritt des Amtes dachte er nach Amerika zu reisen, um sich über seine Zukunft mit dem Vater mündlich zu verständigen. Diesen Plan kreuzte jedoch eine große Leidenschaft, die er für ein junges adeliges Fräulein faßte. Freilich war jeder Schritt in ihre Nähe mit Schwierigkeiten gepflastert und ihr Bild schwebte für ihn in den grauen Wolken einer vorläufigen Unmöglichkeit des Besitzes. Mathilde v. Möhr war von ausnehmender Zartheit der Gestalt, hatte die weißesten, künstlerisch geformten Hände und besaß eine Bildung, die ihn bezauberte. Obgleich ihm nun jeder Tag ein verlorenes Glück zu sein schien, an dem er sich ihr nicht nähern konnte, so hätte er sich doch endlich zur Reise über das Meer aufgerafft, wenn nicht von seinem Vater ein Brief mit unerwarteten Nachrichten eingetroffen wäre.

Der Alte bestand darauf, daß sich der Sohn augenblicklich zu ihm verfüge, und zwar mit dem Entschluß, dort sogleich ein Mädchen zu heirathen, das er, der Vater, ihm ausgesucht hatte.

„Mein Nachbar,“ schrieb er ihm, „ein Pächter, der sich gleich mir durch Dick und Dünn gearbeitet hat und mein bester Freund war, ist vor Kurzem gestorben und hat eine vermögliche Witwe zurückgelassen mit einer Tochter, die jetzt achtzehn Jahre zählt. Das Mädchen ist an rauhe Arbeit gewöhnt, wie man schon ihren großen, immer fleißigen Händen anfühlen kann, ist breitschulterig und starkknochig, also ganz geeignet, einen Mann in seiner Thätigkeit zu unterstützen und glücklich zu machen. Dabei ist sie zu ihrem und Deinem Heil von aller modischen Bildung verschont geblieben; sie spricht nur ein schlechtes Deutsch und an Sonntagen etwas Englisch.“

Den Sohn überfiel bei dieser Schilderung der ihm zugedachten Braut solche Angst, daß er keine Antwort gab und sich die Reise nach Amerika gänzlich aus dem Sinne schlug.

Zwei Jahre waren wieder vergangen und Robert Bauer, der inzwischen kein anderes Lebenszeichen von seinem Sohne hatte erhalten können, als höchstens Andeutungen, daß er überhaupt noch lebte, machte sich

endlich auf den Weg nach Europa, um den Ungehorsamen selbst aufzusuchen und nach Amerika mitzunehmen.

Als Robert Bauer nach Deutschland kam, wunderte er sich, in diesem so weit zurückgebliebenen Lande bereits die Erfindung des Telegraphen ausgebeutet zu sehen und hätte es nicht geglaubt, wenn er nicht selbst eine Depesche an Richard aufgegeben hätte, daß ihn dieser zur rechten Zeit bei dem Freund und ehemaligen Pflegevater erwarte.

Nach den ersten stürmischen Umarmungen seines Vaters duldete Richard nicht, daß ein anderes Haus als das des Sohnes den Vater beherberge. Diesen geleitete Richard nach einer der vornehmsten Straßen der Hauptstadt, wo Robert, in Erinnerungen schwelgend, die Stelle zeigte, an der er die größtmögliche Barricade vertheidigt hatte.

Sie traten in ein palastähnliches Gebäude. Der Alte blieb im Thor verwundert stehen.

„Du führst mich in ein schlechtes Haus, Richard,“ sagte er, „das ist irgend eine Adelsspelunke.“

Aber der Sohn zog ihn am Arme mit fort, die mit Teppichen belegte Treppe empor in ein mit Eleganz und Comfort ausgestattetes vornehmes Arbeitscabinet.

„Hier wohne ich,“ sagte Richard.

„Höll' und Teufel!" schrie der Alte, „muß ich das an meinem Sohne erleben! Ist es so weit mit Dir gekommen, daß Du nur mehr in Fürstenkneipen zu Hause bist?"

„Nehmen Sie Platz, lieber Vater, und lassen Sie mich Alles erzählen."

„Ich setze mich nicht, wo die Tyrannenknechte sitzen. Was ist denn aus Dir geworden?"

„Ein höherer Beamter."

„Ein Beamter! Und noch dazu ein höherer! Wie tief bist Du denn emporgesunken?"

Richard zögerte mit der Antwort.

„Bist Du Rath?" rief der Vater, „oder, ich schaudere, es zu sagen, bist Du am Ende gar ein — ein — Hofrath? Ein deutscher Hofrath? Entarteter Sohn!"

Richard warf sich dem aufgeregten Vater zu Füßen und stammelte: „Verzeihung! Es war nicht ganz meine Schuld, ich bin — obgleich ich Ihre Lehren immer beherzigte, aber das Schicksal hat mich von Stufe zu Stufe immer tiefer hinaufgedrängt — ich bin Minister!"

Der alte Robert verhüllte das Gesicht mit den Händen. „Ungerathener Sohn!" sprach er dann schwer und langsam, „Du häufst Aemter und Titel auf das

graue Haupt Deines Vaters. Mit Fingern wird man auf mich zeigen, den alten Demokraten und Republikaner, der es nicht verstand, aus seinem Kinde etwas Rechtes zu machen. Aber Gott weiß, ich bin unschuldig; ich war ein Flüchtling, ich konnte Dich nicht selbst lenken, nicht durch meine Verbindungen protegiren, sonst säßest Du längst auf der Festung und würdest Dich der Amnestie rühmen, die man Dir endlich doch gewähren müßte. Aber ich kann meine Hand auch heute noch nicht ganz von Dir abziehen. Du bist Minister — es ist beklagenswerth, daß es bis dahin mit Dir kommen mußte, aber noch ist es nicht zu spät, Dich aus diesem Abgrund zu reißen."

„Ja," sagte Richard, der sich erhoben hatte, „dagegen wird sich schwerlich etwas thun lassen; ich kann nicht in diesem Augenblicke meine Entlassung geben."

„Sei unbesorgt, mein Sohn, ich verstehe mich aufs Flüchten. Und drüben erwartet Dich eine holde Braut. Sie rechnet sicher darauf, daß ich Dich mitbringe und läßt es sich nicht nehmen, jeden Sonnabend die Stube, die Dir bestimmt ist, selbst zu reiben."

„Auch auf diese Hoffnung muß ich verzichten," sagte Richard, „ich bin mit Fräulein Mathilde v. Möhr verlobt."

„Also auch noch eine Mißheirath willst Du machen, so tief unter Deinem demokratischen Stand und Beruf! Ein adeliges Fräulein! Und Du schämst Dich nicht, Dich mit solchen Leuten gemein zu machen?"

„Der Fürst," entgegnete Richard, „den ich schon auf der Universität kennen lernte, als er noch Erbprinz war, nimmt so großen Antheil an mir, daß er sich in diesem Augenblicke hier im Hause befindet, drüben im Salon, wo er sich mit meiner Braut und ihrer Mutter unterhält. Er weiß, daß Sie hier sind und weiß auch, daß es vergebliches Bemühen wäre Sie zu ihm bringen zu wollen. Dennoch möchte er meinen Herzenswunsch erfüllen, möchte Ihre Beistimmung zu meiner Heirath gewinnen."

„Welcher Vater kann seine Beistimmung geben zu einem Lebenswandel wie Du ihn führst," sagte Robert, „und all Deinen Uebelthaten setzest Du die Krone auf, indem Du mir zumuthest, mit einem Fürsten zu sprechen. Ich bin ein freier Bürger Amerikas und könnte es nicht ertragen, mich von einem Anderen, der auch nur ein Mensch ist und nichts weiter, mit Herablassung behandeln zu lassen, mich der Gnade versichern zu hören und auf meinen Füßen stehen zu müssen, während er vor mir sitzt."

„Es ist zu spät, hier ist der Fürst," sagte Richard,

und verschwand. Die Durchlaucht, die jung und geistreich genug war, um auf eine solche Situation einzugehen, trat vor und verbeugte sich tief vor Robert Bauer.

Der alte Demokrat war ein wenig überrascht und im ersten Augenblicke beinahe verlegen. Allein gerade das Bewußtsein seiner Befangenheit stachelte ihn, seinen ganzen Hochmuth zusammenzunehmen. Er, der bisher gestanden, rückte sich nun einen Fauteuil zurecht, ließ sich behaglich darauf nieder und ohne den Fürsten ebenfalls zum Sitzen einzuladen, fragte er ihn mit einem herablassenden Gruße der Hand: „Sie wünschen?“

„Verehrtester Herr Bauer,“ sagte der Fürst, „eigentlich wünschte ich nur, Ihnen einen Orden anzuhängen.“

„Ich habe niemals einen Orden angenommen,“ sagte Bauer nachsinnend, „und ich glaube wirklich — dies verdiente einen Orden.“

„Und Sie sollen ihn haben,“ sagte der Fürst, „als Vater eines solchen Sohnes.“ Und nun sprach der Fürst so bürgerlich gemüthlich von den Verdiensten Richard's, daß dem Vater die Thränen der Rührung in die Augen traten.

„Herr Fürst,“ sprach Robert endlich, „Sie sind zwar ein Tyrann, aber Sie scheinen eine Ausnahme

von der Sorte zu sein. Es ist zu viele Leutseligkeit von mir, aber ich kann nicht anders. Wahrhaftig, ich versichere Sie meines gnädigsten Wohlwollens. Und was Richard betrifft, so will ich ihm und seiner Braut meinen Segen geben. Aber dann werde ich trachten, zu meiner Farm heimzukommen, sonst wäre ich im Stande, auch noch den Orden anzunehmen. Und Sie besuchen mich vielleicht noch, wer weiß! Das Flüchten kann sich auf die entgegengesetzte Seite wenden. Dann vergessen Sie nur nicht, Richard mitzubringen, meinen ungerathenen Sohn."

Melancholie.

Man hat in neuerer Zeit zwei Stimmungen, die in jedem Menschen einander ablösen, wenn auch in jedem Menschen die eine oder die andere die öfter wiederkehrende, die vorherrschende sein mag, Stimmungen die als solche schon an und für sich nicht geeignet sind, den Geist der Welt zu enthalten, also eine objective Betrachtung derselben zu gewähren, dennoch zu Weltanschauungen zu erheben versucht. Im Grunde hat man zu diesem Zwecke nichts weiter gethan, als daß man die dem Lateinischen entnommenen adjectivischen Bezeichnungen jener Stimmungen in Substantive mit lateinischer Endsilbe verwandelte: Optimismus und Pessimismus. Adjectivisch gebraucht enthalten diese Begriffe die Zustände des Gemüthes; in substantivischer Anwendung wollen sie fälschlich

Erkenntnisse der Welt ausdrücken. Dem einfachsten Verstande jedoch liegt es nahe genug, einzusehen, daß, wenn Philosophie die Erkenntniß der wirklichen Beschaffenheit der Welt ist, diese wirkliche Beschaffenheit nicht aus meinem zufälligen, ganz subjectiven Behagen oder Unbehagen in und an der Welt erkennbar hervorgehen könne. Ob ich mich wohl oder übel befinde, giebt meiner Vernunft keinen Inhalt, und wäre selbst bewiesen, was so ziemlich der Fall ist, daß die ungeheure Mehrzahl der Creaturen, Mensch und Thier, zu einem jammervollen Dasein verurtheilt ist, so kann aus dieser empfundenen Wirkung der Welt noch immer nicht ihre Substanz erkannt werden. Würden selbst die gute und die üble Laune, die rosigen und die schwarzen Gläser, durch die man in die Welt guckt, nicht bei jedem einzelnen Menschen wechseln, bliebe Jeder constant der Repräsentant einer jener Stimmungen, so wären noch immer zwei entgegengesetzte vorhanden, während die wirkliche Beschaffenheit der Welt nur Eine sein kann.

Nichts wird von der Welt so dankbar aufgenommen und zu so großer Verbreitung gebracht als ein gemüthlicher Irrthum. Weil sich die heiteren oder düsteren Eindrücke, die als zufällige und nebensächliche Consequenzen aus philosophischen Systemen hervorgehen,

unmittelbar an das Herz wenden, entstand der Wahn, Optimismus und Pessimismus wären substantielle philosophische Erkenntnisse, obgleich sie doch an und für sich in rein geistiger Beziehung völlig leer und inhaltslos sind. Eben so gut könnte der Bissen, je nachdem er im Munde wohl oder übel schmeckt, einen Gedanken ausdrücken oder geben. Der Wahn mußte um so populärer werden, als die Unwissenheit die Begierde hat, sich auf wohlfeile Weise, ohne Lern- und Denkthätigkeit, mit Gelehrsamkeit zu schmücken. Und da Optimismus und Pessimismus an sich absolut nichts sagen, also nicht zu lernen und zu denken nöthigen, und dennoch plötzlich für Philosophie galten, wie leicht und bequem ließ sich in Feuilletons über Schopenhauer und Hartmann schreiben! Ist es erlaubt, als das wesentlichste, ja als das einzige Ergebniß ihrer Forschungen jene zufälligen Stimmungen anzusehen, so darf man auch über den ganzen übrigen Werth und Inhalt ihrer Systeme mit kühner Ignoranz hinweggehen.

Es ist mir jedoch hier nicht um eine philosophische Erörterung zu thun. Der Irrthum, aus der wohl oder übel empfundenen Beschaffenheit der Welt ihren Inhalt, ihr Wesen, die Erkenntniß ableiten zu wollen, ist älter als die moderne Discussion über Schopen-

hauer und Hartmann. Spielt dieser Irrthum gegenwärtig als Pessimismus die erste Geige, so hat er als Optimismus den Ton angegeben zur Zeit, da Leibnitz die beste aller möglichen Welten, die prästabilirte Harmonie demonstrirte, und selbst Voltaire's gewaltige, unsterbliche Satire „Candide" hat nicht verhindert, den Magister Panglos zum Stammvater einer noch heute nicht überwundenen Ethik, einer im Optimismus, also im geistig Leeren, ihre Wurzel suchenden Moralphilosophie zu machen.

Bei der Untauglichkeit beider Richtungen, das Wesen der Welt und die Bestimmung des Menschen zu erklären, erregt doch bei dem Versuch des Unmöglichen in dieser Beziehung der Optimismus weit größeren Widerwillen als der Pessimismus. Dem letzteren läßt sich die Lächerlichkeit, eine Weltanschauung vorstellen zu wollen, ad oculos demonstriren. Jedes Wirthshaus und jede Hochzeitskammer macht sich über ihn lustig, denn „durch Hunger und durch Liebe erhält sich das Getriebe"; Hunger und Liebe aber sind fanatische Optimisten, sie glauben, daß Befriedigung und Glück auf Erden möglich seien, und geben selbst in den schlimmsten Zeiten, bei Krieg, Belagerung, Seuchen, unter dem Druck von Armuth und Noth, diesen Glauben und das Streben nach seiner Reali-

sirung nicht auf. So lange die Kinder nicht mit grauen Haaren und verdorbenen Mägen auf die Welt kommen, wird der Mensch bereits Alles gethan haben, um die Welt in Ewigkeit fortzusetzen, bevor er zur Ueberzeugung gelangt, die dann viel zu spät kommt, daß es besser gewesen wäre, an ihrer Vernichtung zu arbeiten.

Ist der Pessimismus als Philosoph der arme Narr, der Betrogene, so macht der Optimismus in derselben, ihm gleichfalls nicht zukommenden Rolle den Eindruck des Betrügers. Bei ihm gesellt sich zum Irrthum des Verstandes, einen Affect für eine Erkenntniß anzusehen, die Beschränktheit des Herzens, das sich dem unsäglichen Jammer alles Erschaffenen verschließt, um das Lebendige, stets unmittelbar und ununterbrochen Gegenwärtige, den Schmerz, versöhnend in eine nebelhafte Zukunft, in einen falschen Idealismus, in die angeblichen Ziele der Entwicklung, die Herrlichkeit und die Wahrheit der Welt zu verlegen.

Der Optimismus holt sich seine Waffen gegen den Pessimismus ausschließlich aus dem Irrthum, der beiden gemeinsam ist. Wenn zum Beispiel der Optimismus den sogenannten Weltschmerz mit Spott und Hohn verfolgt, so ist dies so weit berechtigt, als sich dieser aus einer bloßen Empfindung zu einer Lehre,

einer Erkenntniß, einem Dogma erheben will. So weit geht aber die Berechtigung keineswegs, daß auch der bloßen Empfindung der Grund zu ihrer Existenz abgestritten werden dürfte.

Und wenn umgekehrt Menschen, denen wohl zu Muthe ist, sich dagegen sträuben, ihre natürliche Heiterkeit dem Mitleid mit der Allgemeinheit zu opfern, so sind sie vollkommen berechtigt, sich um jeden Preis, ungestört von dem Leiden der Menschen- und Thierwelt, in ihrem individuellen Zustande so lange als möglich zu behaupten. Ihr Unrecht fängt erst an, wenn sie ihr subjectives Wohlgefallen in ein System bringen, in eine Weltanschauung verwandeln wollen wenn der Optimismus die Vermessenheit hat, sich für einen Philosophen auszugeben.

Gleich untauglich, eine Leuchte in dieser finsteren Welt vorzustellen, haben doch Optimismus und Pessimismus bei dem Versuch dazu, namentlich als Moralprediger, ein ganz verschiedenes Schicksal. Der Schönfärber täuscht zwar in Wirklichkeit Keinen mehr als diejenigen, welche betrogen sein wollen; da dies aber alle Hoffenden, also die Mehrzahl sind, so hat er ein großes Publikum. Man weiß zwar immer deutlicher und in immer weiteren Kreisen, daß die optimistische Auffassung der Dinge in bloße Phrase verläuft, aber

man hört sie gar zu gerne. — Heilsamer gerade für unsere Zeit wäre der Schwarzfärber. Er bemüht sich zwar auch vergebens, seinen Affecten den Anschein philosophischer Objectivität zu geben und zwar durch Summirung alles eigenen Elends, durch Aufzählung aller Illusionen, welche die Menschheit in Natur, Liebe, Fortschritt u. s. w. verlegt; aber die pessimistischen Anwandlungen des Gemüths, wenn sie auch selbst noch keinen Wissenskern enthalten, drücken ihn doch gleichsam in Bildern aus; figürlich und symbolisch kommen sie der Wahrheit näher als der leicht durchschaubare Trug optimistischer Phrasen. Das Heilsame pessimistischer Reflexionen gerade für unsere Zeit liegt darin, daß gegenüber dem heutigen allzu leidenschaftlichen und fanatischen Ringen nach den Gütern der Erde und einem zu mächtigen Gefühl des Unglücks über das Fehlschlagen — eine richtige Werthschätzung oder eigentlich Entwerthung alles so heiß angestrebten irdischen Besitzthumes nur wohlthun kann. Aus diesem Gesichtspunkte verdiente das Büchlein von A. Taubert „Der Pessimismus" größere Beachtung gerade in den mehr weltlich gesinnten als wissenschaftlich interessirten Kreisen.

Der schreiende biologische Irrthum, von welchem auch diese Schrift, getreu den fehlerhaften Consequenzen

der Hartmann'schen Philosophie, befangen ist, daß aus den unläugbar betrübenden Wirkungen der Weltzustände eine Richtschnur für das Denken, Erkennen und das ethische Verhalten der Menschheit hervorgehen könne, hat seinesgleichen nur in dem Irrthum entgegengesetzter Art, in dem optimistischen Wahn, daß Lebenslust und Todesfurcht, die trügerischen Mittel, deren sich die Natur zur Erhaltung der Gattung bedient, logisch zu begründen wären, einen Inhalt der Erkenntniß besäßen und für das Denken und sittliche Handeln oder, wie man es nennt, für die Bestimmung des Menschen maßgebend werden könnten.

So verbreitet ist dieser Wahn, daß man jede unbesiegbare, nicht durch augenblickliche Zufälle verursachte Traurigkeit für Krankheit (Hypochondrie, Spleen) erklärt und dem gesunden Menschen die Anlage zur Melancholie völlig abstreitet. In Wahrheit aber ist scheinbar unbegründete Melancholie stets das Kennzeichen der vornehmsten Naturen gewesen, ein Zeugniß für den Adel einzelner Menschen, die, wenn nicht mit philosophischem Bewußtsein, doch mit erhabenem Instinct hinter das Gaukelspiel der Natur, hinter das Blendwerk von Lebenslust und Todesfurcht, oder, wie der Indier sagt, hinter den Schleier der Maja zu blicken vermochten.

Das Kloster der schweigsamen Trappisten in Frankreich hatte einst einen Edelmann zum Bewohner, der nicht aus religiösen Motiven in den Orden getreten war, ja völlig glaubenslos und einzig aus Melancholie. In der strengen Regel und harten Observanz dieser geistlichen Bruderschaft wollte er seiner Ueberzeugung von der Nichtigkeit und Erbärmlichkeit aller sogenannten Lebensfreuden thätigen Ausdruck geben und sich seinem Hang nach Weltverachtung und Abgeschiedenheit von der Welt ungestört überlassen.

Vierzig Jahre war sein Lebensalter beim Eintritt gewesen. Den lange schon früher gehegten Entschluß hatte eine letzte Erfahrung zur Reife gebracht: ein schweres Unrecht, das ihm sein einziger Freund zugefügt, mit dem er Geschmack, Gesinnung, Lebensanschauung getheilt hatte und den er schon wegen der Geringschätzung dessen, was Andere mit Leidenschaft begehren, einer eigennützigen und ungerechten Handlung für unfähig gehalten hätte.

Dreißig Jahre bewohnte der Edelmann seine Zelle, welche in der ganzen langen Zeit außer ihm kein sterbliches Wesen betrat. Er selbst reinigte die Zelle. Oft schon um Mitternacht statt am frühesten Morgen erhob er sich von dem mit einer wollenen Decke versehenen Bett, das sein Lager bildete, um sich zum

Altar zu begeben. In den vorgeschriebenen Uebungen und Casteiungen und in stillem Nachdenken verging sein Leben; nie sprach er außer der hergebrachten Formel „memento mori“ ein Wort; nie streifte sein Arm oder sein Blick einen seiner Genossen. Strenger noch, als es Gebot war, umgab er sich mit absoluter Einsamkeit.

Als er siebzig Jahre alt geworden war, spürte er eines Morgens das nahe Erlöschen seiner leiblichen Kräfte. Dennoch erhob er sich wie gewöhnlich zu den Uebungen des Tages und als es Zeit war, in seine Zelle zurückzukehren, legte er sich auf sein Lager, um zu sterben. Zum ersten Male vielleicht seit dreißig Jahren stieß er schwere Seufzer aus.

Da öffnete sich die Thüre der sonst nie betretenen Zelle und einer der Brüder schritt an das Lager des Sterbenden. „Ich weiß, daß es mit dir zu Ende geht,“ sagte der fremde Mönch, „hast du noch auf Erden einen Wunsch oder eine Sorge?“

„Nicht für mich,“ erwiederte der Andere, „ich hatte einen Freund, er war um zehn Jahre jünger als ich und ist vielleicht ganz dem Weltverderb verfallen; ich hätte ihn nicht verlassen sollen.“

„Du hast ihn nicht verlassen,“ sprach der Mönch; „zwei Jahre nach deinem Eintritte ließ auch er sich

einkleiden. Unüberwindliche Melancholie, die er immer mit dir getheilt, umfaßte ihn erst am mächtigsten nach dem Verbrechen, das er an dir begangen hatte. Seit achtundzwanzig Jahren ist seine Buße, in der Zelle neben dir zu hören, wie du täglich seinen Namen rufst, und deine Einsamkeit nicht zu stören, sich dir nicht zu erkennen zu geben. Verzeihe, daß ich es jetzt thue."

Der Sterbende reichte dem Freunde die Hand und sprach: „Das Leben hat einen schönen Augenblick: es ist der letzte."

Theaterferien.

Sommer-Betrachtung.

Als einst in Baden bei Wien das Theater nur in der schönen Jahreszeit, während der Badesaison eröffnet wurde und einmal ein besonders kalter Frühling diese Eröffnungszeit immer weiter hinausschob, da sagte man: „Das Theater ist noch so leer, als ob bereits darin gespielt würde."

Trotz der herkömmlichen Klagen über den zunehmenden Theaterverfall und die abnehmende Theaterlust wäre der gleiche Scherz nicht auf die diversen deutschen Hofbühnen anwendbar, welche gegenwärtig ein Riegel in Gestalt der „sauren Gurke" verschließt. Noch immer war, so lange sie offen standen, Publikum genug vorhanden, um sie anständig zu füllen; man könnte ohne die Theatergenüsse leben, aber nicht ohne die Unterhaltung darüber, wie wenig sie bieten. Zwar

besteht das öffentliche Leben nicht mehr wie in der „guten alten Zeit“ ausschließlich aus dem Theater des Abends und aus der Conversation darüber bei Tage; gleichwohl können es die Interessen der wirklichen Welt nicht mit denen der Fabelwelt aufnehmen, Politik und Börse, die Chronik der großen Verbrechen und der kleinen Vergehen nicht der nach dem Pikanten haschenden Medisance die Anziehungskraft bieten wie das Theater. Denn alle jene Gebiete haben es noch nicht so weit gebracht wie das Reich der Bühne: daß man in ihnen wie in diesem Alles für möglich hält und Alles glaubt.

Wie Viele mögen während der Theaterferien, wenn der Zauber der Natur sie an Goethe's Lyrik erinnert, bedauernd darüber seufzen, daß auch über allen Leinwandgipfeln und in allen gemalten Wipfeln „Ruh ist und kein Hauch zu spüren“. Es scheint daher niemals zeitgemäßer zu sein, vom Theater zu plaudern, als in den Tagen, da es geschlossen ist. Und da ohnehin nicht Jeder wissen kann, was das Theater in nächster Zukunft bringen werde, schon weil es die Dramaturgen zum größten Theile selbst noch nicht wissen, so stimmt es um so besser zu Wehmuth der Entbehrung, statt in die Zukunft in die Vergangenheit zu blicken.

Dazu ist zunächst Veranlassung geboten durch den eben erschienenen fünften Band von Eduard Devrients „Geschichte der deutschen Schauspielkunst“ (Leipzig, Weber). Dieser Band bringt die Aufgabe des merkwürdigen und interessanten Werkes zum Abschluß. Mit der Geschicklichkeit eines Regisseurs, der auf engem Bühnenraum die Entwicklung großer, figurenreicher Scenen anzuordnen hat, sind hier auf kaum mehr als 21 kleinen Bogen die bedeutendsten Vorgänge des deutschen Bühnenwesens seit vierzig Jahren sowohl hinsichtlich der Leitung als der Darstellung vorgeführt und sattsam gewürdigt und charakterisirt. Ich habe nichts weniger im Sinne, als das Buch zu recensiren. Allein bei allem Fernhalten von objectiver Werthbestimmung des Werkes wird doch Jeder, der am geistigen Leben der Nation einigen Antheil nimmt, von diesem Geschichtsbild eines wichtigen Theiles deutscher Cultur so tief bewegt, daß die Mittheilung der subjectiven Eindrücke und Betrachtungen, die es hervorruft, ebenfalls zur Charakteristik der Leistung Eduard Devrients beitragen muß.

Vielleicht ist aus dem Gesichtspunkt subjectiver Erregung künstlerischer Naturen, unabhängig vom wissenschaftlichen Werth des Ganzen, die Erzählung, die Devrient seinem Oheim, dem Stammvater des be-

rühmten Schauspielergeschlechtes, Ludwig Devrient, widmet, der Mittelpunkt dieses Bandes. Wenn man angeborenes artistisches Verständniß mitbringt, so wird man alle Pulse des wahrhaftigsten Lebens in dem Bilde schlagen sehen, das hier von einem Künstler entworfen wird, der bei den großartigsten Intentionen von dem fürchterlichen Bewußtsein gemartert war, sie nicht immer in der Gewalt zu haben.

Die Schicksale dieses merkwürdigen Schauspielers, obgleich sie von dem Geschichtschreiber nur so weit in Betracht gezogen werden, als zur Erklärung der verschiedenen Phasen in den Leistungen Ludwig Devrients nothwendig ist, wirken auf den empfänglichen Leser wie die Grundlinien eines noch ungeschriebenen Drama's, welches ein Bestandtheil der unendlich sich fortspinnenden Tragödie von Künstlers Erdenwallen wäre. Einer unglücklichen Ehe folgt das Unglück in angenehmster Form, den bitteren Inhalt ganz unter süßem Genuß versteckend: die Weinstube von Lutter und Wegener in Berlin.

Durch Ludwig Devrient ein Wohnraum der Kunstgeschichte, durch E. T. A. Hofmann ein Aufenthalt der Literaturgeschichte geworden, haben die Wände dieser Weinstube, wie eben alle Wände, nur Ohren und keine Zungen. Sie haben noch keinem Aesthetiker,

Biographen oder Geschichtschreiber erzählt, was sie so oft mit angehört haben: den Ausdruck der Kneipseligkeit, welche mit den intensivsten Bestrebungen und den sensibelsten Nerven des Künstlerthums in einem beständigen Connex steht. Die Kneipe ist in dieser Beziehung nicht vor Allem der Genuß des Weines oder der wünschenswerthen Vergessenheit durch den Rausch, sondern sie ist an und für sich als eine Stätte, an der eine Anzahl von Menschen sich für einige Zeit der Schwere des Daseins entheben will, indem sie diese Schwere blos in die Zunge und in die Beine verlegt, die Kneipe ist als momentanes Tusculum jeder müden Seele an und für sich für den Dichter und Künstler von großer Bedeutung. Das Märchenhafte, das aller Poesie zur Grundlage dient, es zieht sich auch durch den Daseinszweck der Kneipe, die deshalb einen süßen Inhalt bekommt, mag ihr Wein auch der sauerste sein.

Der Geschichtschreiber deutscher Schauspielkunst hatte leider nicht die Aufgabe, bei dieser lyrischen Kneipstimmung mit psychologischer und anthropologischer Erklärung zu verweilen. Er weiß aber gleichwohl die Brücke zu schlagen zwischen Lutter und Wegener und dem Schauspielhaus auf dem Gendarmenmarkt. Eindringlich zeigt er uns, wie dem Künstler beim Weine

die Gestalten lebendig wurden, die er erst auf der Bühne zu schaffen hatte, wie er dann getrieben wurde, Jedem, der ihm in der Nähe saß, sein Tiefstes und Bestes zu entwickeln und unwillkürlich schon in die Darstellung zu verfallen. Im höchsten künstlerischen Sinne sprach hier aus dem Weine die Wahrheit.

Dies hinderte jedoch nicht, daß die Weinstube Devrient in der damals so steifen und von äußerlichen moralischen Attituden dirigirten Berliner Gesellschaft vereinsamte. Sie wollte sich nicht zum Kellermeister bei Lutter und Wegener machen, seinerseits aber wollte der Kellermeister von Lutter und Wegener nicht die sonst nöthige leibliche Pflege Ludwig Devrients übernehmen. So glaubte dieser, wie es bei Künstlern üblich ist, mit dem dümmsten seiner Streiche das Gescheiteste zu thun: er heirathete eine vom Ballet, um auf diese Weise Ruhe, Behagen, häusliche Stille und Pflege zu finden!

So verdrießlich und bemitleidenswerth sich dieses Schicksal in den ernsthaften Andeutungen des Buches ausnimmt, so kann man doch, wenn man es frei überlegt, jetzt, da man keinen mehr deshalb zu bedauern braucht, nur herzlich darüber lachen. Das Verhängniß liebt es eben, eine komische Tragik in das Dasein derjenigen zu bringen, welche vermessen genug

sind, die Wirklichkeit, die verehrungswürdige Realität von Essen und Erwerben, nicht für so ernsthaft und so wichtig zu halten, daß nicht noch Fabel und Phantasie als nothwendige Ergänzung dabei sein müßte. Wie es nun mit dem armen Devrient in jeder Beziehung immer mehr zu Ende ging, ist nicht mehr humoristisch, aber lehrreich zu lesen.

Vor Allem jedoch fragt man sich, weshalb das interessante Unternehmen einer Geschichte der Schauspielkunst auf Deutschland beschränkt bleiben soll, warum nicht unterrichtete und befähigte Köpfe an die Ergänzung gehen, besonders, da ja diese, der Natur der Sache nach, keine zu umfangreiche werden müßte. Nur die Zeit seit dem Ende des Mittelalters und nur noch drei Länder, Frankreich, England und Italien, könnten in Bezug auf die Schauspielkunst unser ernsthaftes und lebendiges Interesse in Anspruch nehmen. In einem umfassenden Buche, das sich diesem Interesse widmete, kämen alle circulirenden Theater-Anekdoten zur Sprache, sei es, daß ihre Wahrheit bestätigt oder bestritten würde. Wie viel des Werthvollen würde dadurch vor der Vergessenheit gerettet! Denn in Erfindungen und Traditionen dieser Art spricht sich zuweilen eben so gut wie in Volksliedern, von denen Niemand weiß, aus wessen Gemüth sie ent-

sprungen sind; eine allgemeine menschliche Hinneigung zu schönen Gefühlen und Voraussetzungen aus. Und man hat in dieser Beziehung von der lieben Menschheit nicht allzuviel des Guten zu sagen, als daß man nicht die kleinen Wahrzeichen eines Instinktes, der sich dem Schönen und Sinnigen zuwendet, sorgsam in der Erinnerung behalten sollte, gleichviel, ob der Inhalt historisch beglaubigt oder nicht.

Ich habe zum Beispiel in meiner Jugend am Familientisch eine Geschichte gehört, die es mir niemals gelungen ist, irgendwo zu lesen zu bekommen, so daß mir jeder Creditbrief für die geschichtliche Wahrheit derselben fehlt. Sie betrifft eine Begegnung zwischen Talma und Kemble, den berühmten Zeitgenossen, von denen jeder der größte Schauspieler seines Landes war.

Talma sollte zum ersten Male den Oberpriester in Racine's „Athalie" spielen. Die Kunde davon erreichte Kemble in London, aber so spät, daß, als sie den Entschluß in ihm gereift hatte, den großen Collegen in dieser Rolle zu sehen, er nicht wußte, ob er zu diesem Zweck noch rechtzeitig Paris erreichen werde. Er überschiffte den Canal, er nahm Postpferde, die er dreifach bezahlte, um ihre Geschwindigkeit zu verdreifachen. Schon dämmerte es, als er in Paris einfuhr.

Er ließ sich ungewaschen und bestäubt, mit allen Spuren der Reisestrapazen bedeckt, vor dem Théâtre français absetzen und stürmte zur Kasse. Vollgestopft mußte das Haus von Menschen sein, kein Logenplatz, kein Sitz war zu haben, er mußte ein Billet zum Eintritt ins Stehparterre nehmen.

Da sah er nun, im Hintergrunde eingepreßt, daß er nichts sehen und nur wenig hören werde. Wie mächtig er auch des Französischen war, so konnte er doch als Fremder die Aussprache nicht deutlich genug vernehmen, um sie zu verstehen. Und nach einer solchen Reise auch nur einen Zug von Talma's Mimik versäumen zu müssen! Es wäre zum Verzweifeln gewesen.

Wie nahe war doch eine Loge, in der nur zwei Personen saßen, die aber für ein halbes Dutzend Platz hatte und aus der man vortrefflich sehen und hören mußte! Er überlegte nicht lange, begab sich auf den Corridor und ließ den Eigenthümer der Loge herausrufen, dem er vortrug, daß er eigens aus London gekommen, um Talma an diesem Abende zu sehen, und wegen Mangels an Platz vergeblich die Reise gemacht haben würde, wenn ihm der Besitzer der Loge nicht erlauben wollte, in ihr Platz zu nehmen.

In der Art, wie Kemble sein Anliegen vortrug, lag etwas Vornehmes und zugleich Ergreifendes, so

daß der Angesprochene, der ein Herzog von Roche-foucauld war, den wenig salongemäßen Anzug des Fremden nicht mehr beachtend, ihm die Thüre zur Loge öffnete. Die Herzogin wurde von dem Falle verständigt, konnte nicht widersprechen, rückte aber, nachdem sie einen Blick auf das Aeußere des Eindringlings geworfen hatte, möglichst aus seiner Nähe in die des Gatten. Die Vorstellung nahm ihren Anfang und von Act zu Act steigerte sich der rauschende Jubel, mit dem das französische Publicum seinem großen Lieblinge Talma stets huldigte. Kemble saß während der ganzen Zeit still in sich versunken, ohne ein Wort zu sprechen; das Entzücken aber, das sich in seinen Zügen ausdrückte, schien das nationale Gefühl des Herzogs und der Herzogin mit dem unvortheilhaften Erscheinen des Fremden auszusöhnen.

Zum Culminationspunkt des Enthusiasmus brachte Talma die Zuhörer im vierten Acte, da er als Oberpriester die Prophezeiung über Jerusalem sprach, umleuchtet von der ganzen Gewalt des dichterischen wie des eigenen Genius. Auf den Engländer war die Scene von ungeheurer Wirkung, er wuchs gleichsam aus der Loge heraus und in einem Augenblicke, als nach tobendem Beifallssturme das Publikum in athemloser Stille lauschte, erhob sich Kemble unwillkürlich und

rief, ohne zu wissen, was er that, mit der ganzen Macht seines Organs: „Beautyful, most beautyful!"

Alle Augen sind auf die Loge des Herzogs von Rochefoucauld gerichtet und da der Vorhang eben fällt, hört man den in einem Pariser Theater so furchtbaren Ruf: „à la porte, à la porte!" Erschreckt drücken sich die beiden Logenbesitzer in die Ecken, der Herzog erwägt, ob er seinen Gast nicht zur Entfernung nöthigen soll — als sich plötzlich die Stimmung des Publikums gänzlich verändert.

Ein Engländer hatte seinen berühmten Landsmann erkannt und genannt, der Name fliegt durch das Haus, ein tobender Beifall erhebt sich und es ist länger nicht zu zweifeln, wem er gilt. Kemble muß vortreten, sich dankend verbeugen und indem er auf die Bühne hinweist, wie um anzudeuten, wohin sich alle Beifallsäußerungen des Abends wenden sollen, erhöht er durch diese Huldigung, die er als Fremder dem französischen Genius darbringt, nur noch den Sturm der begeisterten Begrüßung.

Wie anders betrachtet ihn jetzt das herzogliche Paar! Man will nach dem fünften Acte, daß er gleich mit nach Hause fahre, man will sich seiner Gesellschaft für jetzt, für den nächsten Tag versichern. Kemble verspricht, was man will, um nur so rasch als mög-

lich loszukommen und sich hinter die Coulissen stürzen zu können. Dort umarmen sich freudig und begeistert die beiden größten Schauspieler ihrer Zeit.

Wie schon der Name der handelnden Personen lehrt, muß sich diese Geschichte, falls sie überhaupt historisch ist, in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts zugetragen haben. Und dennoch schwebt schon der Schleier der Mythe darüber. Das Wichtige an solchen Erzählungen ist aber nicht ihr etwaiger historischer Kern, sondern daß sie überhaupt existiren. Darum sollte man eifrig bemüht sein, die noch vorhandenen Erzählungen dieser Art dem Gedächtniß der Welt zu bewahren, damit sie ihr Gemüth daran erfreue, wäre es auch nur während der Zeit der Theaterferien.

Winter auf dem Lande.

Aus der österreichischen Concordats-Zeit.

Man hört selten mehr, daß Leute, die durch traurige Schicksale dem Treiben der Welt innerlich entfremdet wurden, in das Kloster gehen. Und doch haben sich weder die Klöster, noch die traurigen Schicksale sonderlich vermindert. Allein die Lebensformen waren in früheren Zeiten so einfach und eintönig, die Gesellschaft aller Stände bewegte sich in so altgewohnten Geleisen der Arbeit und der Unterhaltung, die Oeffentlichkeit war eine so stille, bescheidene und beschränkte Sphäre, daß Derjenige, dessen wundes Gemüth nach einem scharfen Gegensatz zu dieser Welt dürstete, die ihm wehe gethan, ihn schon außerhalb der Welt aufsuchen mußte, in den wunderlichen Geboten und Gebräuchen, in der seltsamen Disciplin einer

ascetischen Vereinigung. Was hätte es genützt, sich aus der Stadt nach dem Dorfe, aus dem Kreise der Edel- in den der Landleute zurückzuziehen? Dorf und Stadt, ja Hütte und Palast waren in ihrer inneren Wesenheit nicht so ungleich, als ihre äußere Verschiedenheit glauben machen konnte, und boten darum keinen für den Weltmüden wirksamen und heilkräftigen Contrast. In der Stadt und auf dem Lande lebte, aß, trank und sprach man zwar himmelweit von einander verschieden, aber man dachte in einem und demselben Geiste. Man konnte über Politik und Religion, über ihre Dogmen, Formen und Thätigkeit mehr oder minder gewählt, aber bei dem Mangel an Gedanken darüber nicht widersprechend sich ausdrücken. Die Gesetze der Gesellschaft waren in der stillen Denkträgheit frommen Dahinlebens zu der Erstarrung von Naturgesetzen gelangt, die überall die gleichen und von Anfang an unwandelbar sind, über die daher nichts mehr zu sagen ist.

Welcher Zeit und welchem Lande diese Betrachtung gilt, ist leicht zu errathen. Es war der ununterbrochene dreißigjährige Friede, welchen Deutschland in diesem Jahrhundert genoß, und es war Oesterreich, wo dieser Friede mit den gleißnerischen Zügen der äußeren Ruhe, aber unaufhaltsam thätig wie der Holz-

wurm im Gebälke, an dem Geist, dem Wohlstand und vor Allem an der Fähigkeit der Völker nagte, staatenbildende Eigenschaften zu entwickeln, so daß man jetzt, da die Unbeweglichkeit dahin ist, die rohen, unbehauenen und brüchigen Quadern so hastig und so sanguinisch als möglich zu einem Bau zusammensetzen muß. Doch der Unglückliche, dem selbst jener Friede noch eine zu große Bewegung war, dem blieb eben kein anderes Asyl mehr übrig, wenn er nicht die Ruhe des Kirchhofes wählen wollte, als die Leblosigkeit des Klosters. Nicht minder aber Jenem, dem vor der Gedankenlosigkeit graute, die überall gähnte, ein Gähnen, welches zugleich das der Langweile und das des Abgrunds war. Im Kloster fand er doch Ideen, wenn auch nicht solche, die für die Erde zu verwerthen gewesen wären, und er fand eine leidenschaftliche Arbeit, die Verwirklichung jener Ideen, das himmlische Ziel zu erreichen.

Heutzutage kann man glücklicherweise in Oesterreich den Contrast mit der Welt wohlfeiler haben. Aus dem Lande, welches damals selbst eine Art Kloster war, ist eine Art Fabrik geworden, in der es wohlthätig tobt und rasselt und „tausend Verbindungen schlägt". Kein fruchttragender, wenn auch noch so wenig zu Fleisch und Blut gewordener Gedanke schreitet durch

das Jahrhundert, ohne eine Spur seiner Möglichkeit auf dem Pflaster unserer großen und kleinen Städte zurückzulassen. Ist aber Einer vom Schicksal ins Herz getroffen und erstreckt sich die Wunde bis zu dem Punkte, wo der Zusammenhang des Menschen mit der Menschheit die feinsten geistigsten Fäden spinnt, fühlt er deshalb, daß ihm für die wunderversprechende Welt die zukunftschauenden Augen nicht gegeben sind und nur Entsetzen für ihre gegenwärtigen Freuden, haßt er also die Welt und liebt er diesen Haß, so daß er ihn nicht durch freiwilliges Sterben verlieren, sondern in Abneigung gegen die Welt, in wahrer Weltentsagung weiter leben will — dann würde er seinen Zweck nicht erreichen, wenn er, wie man sonst in solchem Falle mit Erfolg that, auch heute noch ins Kloster ginge. Der Grund ist einfach: Welt und Kloster sind kein Gegensatz mehr. Im Kloster spricht, predigt, wirkt und betet man heutzutage für die weltliche Herrschaft.

Der Unglückliche findet heute den wahren Gegensatz zu dieser Zeit und ihren Menschen in einer Einsamkeit, welche sich mit dem Naturleben ganz erfüllt, das will sagen, statt unwillkürlich und gedankenlos ein Theil der Natur zu sein, sich zu ihr in das Verhältniß bewußten Mitlebens stellt. Dann erst wird

die Natur jener Gegensatz. Einer Welt, in der nur das Werden die Geltung hat, in der Alles heftiges Wollen und Erstreben ist, jeder Schritt ein neues Ziel verheißt, und der Mittelpunkt des Erreichten wieder nur ein weiteres Versprechen ist, steht ein Reich gegenüber, in welchem eigentlich nichts mehr werden kann, weil alles zu Verlangende schon von Anfang an vorhanden ist, ein Reich, in welchem zwar auch, wie in dem der Menschen, beständige Bewegung, ewiger Wechsel die Bedingungen des Bestehens sind, nur daß die Veränderungen hier nichts weniger als Unruhe und Ungewißheit bedeuten, vielmehr durch ihre schicksallose Vorausbestimmung, durch ihr Gleichmaß wieder die Ruhe ausmachen, und zwar die heilkräftige Ruhe des Lebens. Sie konnte im Vormärz nicht den gesunden Contrast zum Staate abgeben, dessen Ruhe und gesetzmäßiges Einerlei nicht ihr Gegensatz, sondern ihre Carricatur war, die Ruhe des Todes.

In der Gegenwart liegt das innerlich Getrennte äußerlich hart nebeneinander. Man braucht nur die Stadt zu verlassen in einem Augenblick, da kein Städter sie verläßt, und man ist außerhalb der Welt oder der Elemente, welche heute die Welt ausmachen. Das wahre Kloster, in welchem ein Weltmüder Schutz,

Heilung und Erhebung des Gemüths finden kann, ist in dieser Zeit ein Winter auf dem Lande.

Man denke sich aber darunter nicht ein Wohnen in einem noch so kleinen Dorfe. Eine Gemeinde von nur zehn Häusern ist nicht zu klein, als daß sich das gewaltige Centrum Politik, von welchem der moderne Geist sein Licht empfängt, und um das er sich unablässig dreht, nicht auch in diesem Tropfen spiegle. Der weltmüde Wintergast muß dieselbe Stätte bewohnen, welche im Sommer der weltlustige Städter so fröhlichen Herzens bezieht, eine jener abseits gelegenen „romantischen" Villen, welche nur durch Bergpfade oder lange Waldstrecken mit der nächsten menschlichen Ansiedlung verknüpft sind. Wie leicht überhüpft man den Zwischenraum, wenn er in Grün gekleidet ist, und welche Unübersteiglichkeiten kann er bieten, sobald er in schneeweißem Gewande sich hindehnt!

Es gab in diesem Monate einige specifisch schöne Wintertage, wie sie nicht in jedem Jahre wiederkehren, und wie sie weder ein allzumilder, noch ein allzurauher Winter aufzuweisen hat, schneereiche, aber trockene, sonnenhelle und trotzdem kalte Tage. Ich wollte sie nicht unbenützt lassen, um, einer Zusage entsprechend, einen Mann zu besuchen, der diesen Winter auf dem Lande zubringt und in einer wahren Einöde seine

originelle Villeggiatur hält. Er verkehrt dort nur mit dem Jägersmann, dem das Gethier, mit dem Forstmann, dem das Holz des Waldes anvertraut ist, und höchstens noch mit einigen Bauern, welche bei der Abfuhr des Blockholzes auf der jetzt dafür so günstigen Schneebahn thätig sind. Was er zu des Leibes unmittelbarer Nahrung bedarf, wird ihm wöchentlich zwei, drei Mal in das einsame Haus geliefert und dort von einer alten böhmischen Magd, welche kein deutsches Wort spricht und versteht, perfect zubereitet, während ein großer Vorrath von Wein und Cigarren schon beim Einzug mitgebracht wurde. Ein Bibliothekzimmer ist vorhanden, auch eine Sammlung brauchbarer Jagdgewehre mit dem nöthigen Schießbedarf. Man sollte glauben, es wäre in dem Hause so übel nicht zu leben, ja man befände sich, nach dem Luxus der Betten, der Zimmer und der Küche zu schließen, mitten in der modernen Welt. Nur ein einziger Umstand trägt das Haus mit all seinem zeitgemäßen Glanz und Comfort aus dieser Epoche des Jahrhunderts hinaus und in eine längstvergangene hinein: keine Zeitung kommt in das Haus.

Wie sieht nun ein Winter auf dem Lande aus, wenn man, abgeschieden von jeder Art von Geselligkeit, nichts Geliebtes in der Schneehütte hegend und

selbst vom Freunde getrennt, nichts sich gegenüber hat, als eben den Winter selbst? Denn die paar Menschen, der Jäger, der Förster, der Bauer, sind wie verwachsen mit dem Naturleben, stumm für Alles, was nicht unmittelbar dazu gehört. Dieses Leben selbst setzt still seinen ununterbrochenen ewigen Gang fort. Wer weiß, ob er Vielen bekannt ist! Denn die Städter haben selten Gelegenheit gehabt, das Leben und Weben des Winters, wo er sein Dasein ganz ferne von den Menschen abspinnt, genau zu sehen, und die jahrein jahraus auf dem Lande wohnen, wissen nicht, daß es schön ist, ihm mit Absicht und Bewußtsein zuzuschauen.

Schon der Sternenhimmel ist ein anderer, als ihn jemals der sonntägliche Schwärmer erblickt, welchem der Naturgenuß untrennbar zu sein scheint von weißen Beinkleidern. Intensiver strahlen die Sterne in kalter, luftreiner Winternacht, wenn zugleich der Horizont ein unbeschränkter ist. Man glaubt den Wandel der Sternbilder deutlicher zu gewahren, wie die einen im Nordosten emportauchen, die anderen im Südwesten untergehen. Die Sternkunde hat bereits ihre Geschichte, aber von der Geschichte, die auf den Gestirnen selbst vorgehen mag und die doch auch eine irdische wäre, können wir glücklicherweise nichts erfahren, sonst

kämen wir wahrscheinlich um die Erhabenheit des Eindrucks. So spricht sich wenigstens der Mann aus, den ich in seiner Einsamkeit aufsuchte.

Glitzernde Sterne hat der Winter auch bei Tage. Sie bilden sich in heller Sonne auf den unabsehbaren Schneeflächen, wo der Strahl mit einzelnen Flöckchen und Eiskörnchen spielen kann. In der unendlichen Ruhe und Gleichförmigkeit ist auch dies auftauchende und verschwindende Flimmern eine heitere Abwechslung, wenn man nicht wie das scharfe Jägerauge des Mannes, an dessen Seite ich jetzt dem Gebirge zuschreite, noch anderes Leben in der stillen, feierlichen Winterlandschaft wahrnehmen kann. Auf den schmalen, kantigen Pfaden, von welchen die Schneemassen abglitten, schreiten wir ziemlich bequem dahin, und der Mann sieht genau das Wiesel laufen, obgleich es sein braunes Gewand mit einem besser schützenden, weil schneefarbigen, vertauschen durfte, und er sieht auch den Alpenhasen springen, ungeachtet des weißen Pelzes, den der Leichtfüßige jetzt aus dem wunderbaren Magazin von stets zu rechter Zeit fertigen Kleidungsstücken erhalten hat. Die Natur, wenn auch im Ganzen sehr grausam und gleichgiltig gegen die einzelnen Geschöpfe, ist doch eher noch Thiermutter als Menschenfreundin. Sie scheint mit der Vernunft zu eifern.

Der Mensch mag zusehen, wie er mit dieser ohne die Natur und oft gegen sie zurechtkommt.

Was im Menschen auf Seite der Natur steht, das Herz, fühlt sich dazu angeregt, sie in der Sorge für das Thier zu unterstützen, dessen individuelle Eigenschaften uns niemals, wie dies Menschen gegenüber nur zu oft der Fall ist, die Liebe zur Gattung verleiden können. Mit besonderem Behagen sehe ich, wie bei dem hohen Schnee die Wildfütterung betrieben und tiefer nach dem Thale zu, besonders an den Dornhecken, auch der Rebhühner nicht vergessen wird. Diese Zärtlichkeit ist gar nicht im Widerspruch mit dem lustigen Blutdurst des Jägers. Es giebt nur leider nicht viel mehr zu schießen; das kleine Raubgethier, das jetzt eingekreist wird, fällt eher der List als dem wahren Waidwerk zum Opfer. Ohne vieles Knallen haben wir die Zeit verjagt, rasch wird es dunkel, auf dem Heimweg durch den Wald ist selbst das Zirpen des Goldhähnchens unter den Fichten nicht mehr zu hören, die Gegend macht in der schwärzlichen Dämmerung den Eindruck des Schauerlichen und Weltverlassenen, was im Vereine mit dem Hunger die Schritte beflügelt, die Sehnsucht nach dem einsamen Hause gewaltig steigert.

Der Tisch war abgeräumt worden, aber die

Flasche ging zwischen uns hin und her und bald auch die Rede.

„Ich gebe zu,“ sagte ich, „daß man sich in eine Jahreszeit gleichsam einsperren kann, um außer ihr nichts mehr zu sehen und zu wissen, und daß dabei weder die Zeit zu lang noch die Beschäftigung zu kurz wird, so daß das Leben in der Gesellschaft in dieser Beziehung nichts voraus hat. Allein die allgemeine Bildungssphäre bewirkt doch heute schon, daß ein Mann nicht leicht irgend eine Thätigkeit allein um ihrer selbst willen betreibt, und auch wenn er zunächst ihren materiellen Ertrag im Auge haben müßte, würzt er sich den bittern Zwang durch den Gedanken an den socialen Complex, in welchen seine Arbeit miteingreift. Kömmt irgend eine Thätigkeit der Welt nicht zugute, wie gegenwärtig Ihre Art zu leben, so muß doch auch dieser unfruchtbaren Beschäftigung irgend eine Idee zu Grunde liegen, nur daß sie eine der Welt feindliche, von ihr abgewendete sein wird, weniger eine Idee, als ein Gefühl, ein Gefühl des Widerwillens, des Unglücks.“

Er nickte beistimmend mit dem Kopfe, ohne ein Wort zu sagen.

„Wie ist es möglich,“ rief ich aus, „daß ein Unglück Sie in die Einsamkeit eines Winters auf

dem Lande getrieben haben könnte! Sie sind ein kerngesunder, schöner Mann, allem Anschein nach nicht älter als 32 Jahre, sind ein Edelmann von altem Namen, an den Küsten der Ostsee reich begütert. Was in aller Welt brauchen Sie noch, um der Glücklichste aller Sterblichen zu sein?"

Er goß sein Glas langsam voll, als ob er jeden Tropfen einzeln prüfen müßte; dann setzte er aber die Flasche rasch auf den Tisch und sagte:

„Sie sind mir eigentlich fremd, dennoch habe ich Sie um Ihren Besuch gebeten, was ich, wie die Dinge einmal liegen, auch vom intimsten Freunde nicht gerne verlangt hätte. Der Grund ist: Sie wissen, was ein kummervolles Leben bedeutet, wie unerreichbar ein Schmerz allen banalen Tröstungen sein kann. Man kann sich auch mit dem größten Verlust zuletzt abfinden, aber doch nur, wenn das Verlorene auch ein Vergangenes ist, etwas Abgethanes, Begrabenes. Es giebt aber einen Verlust, der nicht um ein Vergangenes klagen macht, der mit jedem neuen Morgen von Neuem eintritt, und deshalb nicht einmal die Wehmuth des Rückblicks zuläßt . . . Die Sache ist übrigens unter den herrschenden Verhältnissen eine sehr einfache. Ich kam vor einigen Monaten fröhlichen Herzens ins

Land. In Böhmen besichtigte ich das Gut, das ein alter Freund meines Vaters eben gekauft hatte. Es war viele Gesellschaft dort anzutreffen, die bald, sehr bald für mich einen Mittelpunkt hatte. In wenigen Tagen verlobte ich mich mit einem hübschen Mädchen, vorläufig nur mit seinem und meinem Wissen. Es war aber nicht viele Ursache zur Verborgenheit, denn der Plan paßte beiden Familien äußerst wohl. Nun kam es bald zu den ersten Schritten der Verwirklichung. Plötzlich trat die Weltgeschichte dazwischen in Gestalt eines Herrn, der die Beinkleider in den hohen Stiefeln und an der Halsbinde einen schmalen weißen Streifen trug. Ich sollte etwas unterzeichnen, wodurch ich mich verpflichtet hätte, meine präsumtiven Kinder einst in der katholischen Religion zu erziehen. Mein Geschlecht ist ein urprotestantisches, seine schönsten Traditionen knüpfen sich an den Dienst unter dem großen Schwedenkönig, als er in Deutschland focht. Mein Verhältniß zu dem eigenen Familienbesitz, sowie meine Stellung zu und in dem Lande, dem ich angehöre, verbinden mich wie ein fester Kitt und unabhängig von meiner freien Denkungsweise mit der Religion meiner Väter und ebenso meine Nachfolger. Doch alle diese Umstände waren es keineswegs, weshalb mich die Zumuthung in Entrüstung versetzte.

Allein mir war, als ob man meine Mannhaftigkeit angreifen, mich in die Jahre meiner Unmündigkeit zurückschieben, mein Gewissen und mein persönliches Bestimmungsrecht unter Curatel stellen wollte. Fast hätte ich Genugthuung verlangt, wenn Frauen und Priestern gegenüber diese Forderung nicht unmöglich wäre. Gerade diese Unmöglichkeit aber liefert eine andere Waffe: das Lachen. Oesterreich ist ja nur ein Winkel der Welt und die Grenze ist nahe.

„Leider lachte nicht die junge Comtesse, meine Braut. Sie hatte so unbefangen dahingelebt, durch ihre Bildung vertraut mit den Ideen des Jahrhunderts, deren Kern doch eigentlich nur das Gesetz und die Einfachheit der Natur ist, durch die Schönheit ihres Gemüthes dem Rechte zugeneigt und instinctiv schaudernd vor jeder auch nur geistigen Gewaltthat. Vor Allem aber war ihr Leben bis dahin das sorglose einer Blume gewesen, und als sie endlich liebte, leidenschaftlich liebte, waren ihre Träume nicht danach beschaffen, Staat und Concordat mit einzuschließen. Sie hatte sich eben nichts davon träumen lassen, daß die keusche Fluth ihrer Gefühle dazu vorhanden wäre, damit sich darin die Paragraphe und Artikel eines überflüssigen Vertrags spiegeln und umherwälzen. Das geschah aber. In die heitere, unbefangene, naive

Seele wurde die Empfindung einer unnatürlichen Scham und wurde brandstifterisch die Skepsis geworfen. Zweifel, bittere Erwägungen, Angst und übertriebene Pietät durchwühlten, erschütterten den Boden, auf dem sie bis dahin so fröhlich und sicher gediehen war. Ich sah, daß das liebliche Geschöpf keine von den Naturen ist, welche einen solchen Kampf selbstthätig in ihrem Innern zu Ende fechten können. Sobald ich aber dies sah, erlöste ich sie durch Trennung des Bandes. So hat sie für das Glück, das nicht mehr einzuholen gewesen wäre, mindestens die Ruhe zurückbekommen.

„Das ist mein Verlust, ein Verlust, der sich in jedem Augenblicke wiederholt, in dem ich an das Mädchen denke. Es ist ein untröstbarer, weil ein unnatürlicher Schmerz. Man kann einer Ueberzeugung gegenüber, die man nicht theilt, ohne Bitterkeit verzichten, blos weil man sie achtet. Als Aristokrat kann ich unter Umständen dem Demokraten die Hand schütteln, aber unter keinen Umständen dem Unrecht. Ein Act, der eine Lage möglich macht, wie die meine, ist keine Parteifrage, sondern ein öffentliches Unglück.

„Das ist Alles. Ich will für eine Weile nicht wissen, daß es eine sociale und gesellige Welt giebt.

Ich will der Natur, die man so gräßlich verleugnet, näher sein. Gewiß werde ich mich wieder den staatlichen Bedingungen anschließen müssen, vielleicht Soldat sein, vielleicht Parlamentsmann, vielleicht sogar heirathen. Allerlei Chancen hat ein solches Surrogat-Leben, nur die einzige nicht, wieder echtes Leben zu werden."

Drei alte Häuser.

(Eine deutsche Geschichte.)

Es begab sich, daß im Jahre 1812, als dem großen Napoleon in Rußland die große Armee und ein Theil seines großen Ruhmes erfror, und zwar so gründlich, daß diese drei Größen bis zu dem heutigen Tage noch nicht völlig wieder zu dem gleichen Maße gebracht werden konnten — es begab sich, daß damals an der schon einmal aufgelöst gewesenen und wieder errichteten Universität Halle ein deutscher Jüngling studirte, Namens Zacharias Bärentatz. Ob er wirklich studirte, ist bei der Fülle historischen Materials in jener bewegten Zeit von den Historiographen aufzuzeichnen vergessen worden. Nur so viel ist gewiß, daß er in dem genannten Jahre immatriculirt wurde, und obgleich Stadt und Universität damals unter französischer,

und zwar unter Herrschaft des Königs Hieronymus von Westfalen standen, doch sehr eifrig den hergebrachten deutschen Studentensitten fröhnte, und unter diesen wieder am eifrigsten dem Trunk oblag. Ja, diejenigen unter seinen Commilitonen, die von seinen biographischen Momenten genauer unterrichtet waren, behaupteten sogar, er wäre zu keinem andern Zweck auf die Universität gekommen.

In der That aber war es ihm nicht leicht gemacht worden, Bruder Studio zu werden. Sein Vater war ein ehrsamer Spezereihändler in einer nicht unansehnlichen Provinzialstadt, und die Firma Bärentatz und Compagnie genoß eines ausgebreiteten Rufes und Credites. Zacharias war der einzige Sohn, das Geschäft stand somit nur mehr auf zwei Augen; was war natürlicher, als daß der Vater wünschte, es mit dem Sohne zugleich fortgepflanzt zu haben!

„Du wirst meinem alten Hause nicht unnöthig ein Ende machen wollen," hatte der Vater gesagt, „sondern Du wirst die Bücher führen, die Waage schwingen und Düten drehen, bis Du diese Mühen selbst wieder einem Sohn zu übergeben hast. Nur weil Deine Mutter bat, und weil ich selbst oft bedauerte, nicht etwas mehr in meiner Jugend gelernt zu haben, ließ ich Dich das Gymnasium besuchen; Du

sollst es aber mit dem Laden und nicht mit der Universität vertauschen."

Zacharias nickte stumm, als ob er einverstanden wäre, denn vieles Reden war nicht seine Leidenschaft, am wenigsten aber vermochte er zu widersprechen. Als er aber hinter dem Ladentische stand, war es, als ob er verhext wäre und die Aufgabe hätte, auch das ganze Geschäft zu verhexen. In unerschütterlicher Einfalt und Zerstreutheit manipulirte er mit den verschiedenen Waaren so sonderbar, daß ganz unnatürliche Vermischungen vorkamen. Er hatte Schnupftabak auf dem Gewissen, den er alten Frauen statt gemahlenen Kaffees gegeben, und als einmal ein Junge sich ein mitgebrachtes Gefäß mit Syrup hatte füllen lassen, stülpte es ihm Zacharias auf den Kopf, indem er sagte: „Setz' auf, setz' auf! Es ist heute zu kalt hier."

Gelassen und schweigend ertrug Zacharias die Scheltworte seines Vaters, allein sie konnten ihn nicht aus seinem träumerischen Wesen reißen. Vor den Büchern steigerte es sich noch, er füllte das Correspondenz-Journal mit Versen an und das Hauptbuch mit sprechend ähnlich getroffenen Nasen der Gläubiger. Der Chef des Hauses sah endlich ein, das Geschäft werde gerade durch denjenigen zugrunde gehen, der es glorreich weiterzuführen bestimmt war, wenn nicht

noch eine Schule vorhergehe, die bei dem betreffenden Charakter nur die Schule des Lebens sein könne. In der Erwartung, daß der Verkehr mit einer brausenden Jugend den Sohn aus seinem beständigen Halbschlummer rütteln werde, willigte der Vater in den von Mutter und Sohn gleich dringend erbetenen Abgang zur Universität.

Zacharias hatte jene erwähnten Verse nicht selbst verfaßt und jene erwähnten Nasen niemals bis zu einem vollständigen Gesicht gebracht; beides würde eine Anstrengung, eine Thätigkeit vorausgesetzt haben, deren er absolut unfähig war. Daraus ergiebt sich auch, wie weit er die Rechtsgelehrsamkeit mit Nutzen hörte. Allein die Universität wirkte doch bildend auf ihn, indem sie ihn mit der Sphäre bekannt machte, in der seine Natur sich am freiesten und behaglichsten entwickeln konnte. Dieses Element war die Kneipe.

Er trank nicht nur aus großen Humpen, er trank überhaupt mit Größe. Nie lärmte er; weder in übertriebener Fröhlichkeit, noch in Zorn oder Trauer drückte sich die Wirkung des „Stoffes" aus, zu dem er ausschließlich köstliches Rebenblut wählte, schnöden Gerstensaft unerbittlich verschmähend. Man nannte ihn den tapfern Vertilger ohne Rausch und ohne Ende. Wenn er sich im Stadium des höchsten Wohlseins

befand, dessen Grade an den geleerten Flaschen abzuzählen waren, dann führte er eine innerliche Unterhaltung mit sich selbst, und sie wäre ohne Zweifel eine überaus ergötzliche gewesen, wenn man sie vernommen hätte, denn er lächelte viel, blickte vergnügt umher, als wollte er sehen, ob allgemein verstanden worden war, was niemand vernommen hatte, oder zog wol auch die buschigen Brauen verwundert und gespannt in die Höhe, ohne daß in seiner ganzen Umgebung die geringste Veranlassung dazu vorhanden war.

Er hatte keine Freunde im eigentlichen Sinne, da er den meisten wissenschaftlichen und persönlichen Interessen der jungen Leute unzugänglich blieb; er hatte auch keine Feinde, denn jeder liebte das stille Wesen des reckenhaften Mannes, und sein Trinken hatte etwas Großartiges, Imponirendes, beinahe Ehrfurchterregendes. Dazu kam, daß seine Träumerei oder die unendliche Trägheit seiner geistigen Bewegungen, wenigstens insoferne es galt, ihnen einen äußern Ausdruck durch Rede und Schrift zu verschaffen, von einer riesigen Körperkraft und einer alles Renommiren verschmähenden Tapferkeit begleitet war. Mit dem Schläger oder mit dem Humpen in der Hand, war er gleich bewunderungswürdig.

So hatte er sich bereits ein mächtiges Ansehen

erworben, und sein Vater, nachdem ein Jahr abgelaufen war, bemühte sich vergebens, den nun ohne Zweifel genugsam vom Leben geschulten Jüngling nach Hause und in das Geschäft zu ziehen, als Napoleon, wahrscheinlich in billiger Berücksichtigung der Wünsche von Bärentatz sen., die Universität zum zweiten Male auflöste. Das geschah im Jahre 1813.

Der junge Bärentatz war genöthigt, wieder Schutz zu suchen bei den väterlichen Laren. Die offenen Arme, die ihn empfingen, beeilten sich auch, ihm die grüne Schürze des Geschäfts um die Lenden zu binden.

„Ganz nach Eurem Belieben, mein Vater," sagte Zacharias sanft, „nur erlaubt mir, bevor ich wieder meinen Posten hinter dem Ladentisch einnehme, eine kleine Privat-Angelegenheit in Ordnung zu bringen."

„Was wäre das? Hast Du Schulden gemacht, hast Du noch von der Universität her Händel auszufechten? Das geht hier nicht."

„Doch, mein Vater! Ich habe Schulden zu bezahlen, das heißt den Franzosen heimzuzahlen und Händel auszufechten. Kurz, ich werde gleich wieder hier sein, ich habe nur den Napoleon aus dem Lande zu jagen!"

Die deutsche Jugend sammelte sich damals zum Befreiungskampfe mit welthistorisch gewordener Be-

geisterung. Zacharias in seiner stillen, gelassenen Weise begab sich nach dem nächsten Werbungsplatz, ohne daß er den Widerstand und die Einwendungen der Familie anders als mit dem leichten Kopfschütteln beantwortet hätte, mit dem man sich lästige Fliegen vertreibt.

Und Deutschland ward frei — wenigstens von den Franzosen. Zacharias hatte seine Schuldigkeit gethan, und kehrte so ruhig heim, wie er gegangen war. Da traf ihn aber betrübende Kunde. Vater und Mutter waren gestorben, und laut Testament eine Vormundschaft eingesetzt worden, welche das Geschäft zum Nutzen und im Namen des noch nicht mündigen Jünglings weiter führte. Außer dem Testament aber hatte der alte Bärentatz ein Schreiben hinterlassen, in welchem er bei allem was ihm heilig und bei seiner ewigen Ruhe den Sohn beschwor, sich fortan dem Geschäfte zu widmen, und die Firma des alten Hauses Bärentatz und Compagnie in Ehren aufrechtzuerhalten. „Ich sterbe getröstet," hieß es am Schlusse, „in der Hoffnung, daß mein altes Haus nicht mit mir stirbt, daß es in Dir, mein Sohn, weiterleben wird."

Der trauernde Sohn ließ über sich ergehen, was das Schicksal beschlossen hatte. Er sah zu, wie der Vormund das Vermögen verwaltete und mittelst des

Spezereihandels vermehrte, ohne selbst an solcher Thätigkeit den geringsten Antheil zu nehmen. Er mochte wohl denken, dazu werde es noch Zeit sein, wenn er die Mündigkeit erreicht haben werde. Der Vormund zahlte ihm ein Taschengeld in dem Betrage, wie es ein so reicher Erbe in Anspruch nehmen konnte, und Zacharias trug es mit stiller Gewissenhaftigkeit in die Weinstube. Er that dies, ohne jemals Lärm oder gar Scandal zu erregen, und so waltete kein Hinderniß ob, ihn beim Eintritt der Volljährigkeit zum uneingeschränkten Herrn des väterlichen Hab und Gutes zu machen.

Von diesem Augenblicke angefangen, befleißigte sich Zacharias insoferne der größten Sparsamkeit, als er Commis, Buchhalter u. s. w. abschaffte; er wollte alles allein verrichten. Und er verrichtete es so gut, daß sämmtliche Weinwirthe ihn als ein wahres Glück für die gute Stadt priesen, als eine Zierde und eine Ehre, und ihm unbedenklich ihre Stimmen gegeben hätten, wenn es ihm eingefallen wäre, sich um die Vertretung der Gemeinde oder um ein Amt in ihr zu bewerben.

Bedenkliches Kopfschütteln erregte er nur bei den übrigen Mitbürgern, deren Blick von minderer Kellertiefe war, und unter denen sich auch sein ehemaliger Vormund befand. Vielleicht hätte er den Vorstellungen

desselben Gehör gegeben und besonders den ermahnenden Erinnerungen an den väterlichen Willen, wenn sich nicht die Liebe, die so gerne in der Begleitung des Bacchus ist, hindernd eingemischt hätte. Zacharias hatte lange Zeit hindurch einen schönen Mädchenkopf bewundert, der von der ersten Etage eines Hauses herabzublicken pflegte, das der Weinstube gegenüber lag. Das Mädchen war eines hochgestellten Senators liebliches Töchterlein, und ahnte nichts von der Begeisterung ihres ungesehenen Bewunderers. Dieser entbrannte nach und nach in unsäglich schwärmerischer Leidenschaft, und um alle Schritte zu ersparen, die, wie er wußte, vergebliche gewesen wären, fand er sich sogleich in eine ehrenhafte Hoffnungslosigkeit hinein. Er seufzte und stöhnte zwar, wenn er sein Ideal aus der Ferne erblickte; war aber die Schöne seinem leiblichen Auge entschwunden, dann schien sie ihm erst schelmisch aus dem untersten Grunde des Bechers zuzulächeln, und er ruhte nicht, bis er ihn geleert hatte. Dieses wehmüthig trügerische Spiel setzte er unter sinnigen Betrachtungen über die Täuschungen, denen man in diesem Leben unterworfen ist, unausgesetzt fort, bis er in jenes selige Stadium gelangte, da er sich einer unhörbaren innerlichen Unterhaltung hingeben konnte. Er führte sie jetzt offenbar nicht mehr

allein, sondern als ein Doppelwesen; die angebetete Geliebte war traulich in seinen Busen niedergestiegen, und unterredete sich mit ihm über seinen eisernen Fleiß und den ganzen Ernst seines thätigen Lebens, wovon eben nur sie, die ihn ganz verstand, unterrichtet sein konnte.

Die Folge dieses täglich wiederholten, erquicklichen Zweigesprächs aber war, daß vor dem Himmel, den es ihm eröffnete, seine irdischen Besitzthümer mehr und mehr schwanden; das väterliche Wohnhaus wurde verkauft, das Geschäft geschlossen, die Firma gelöscht. „Schade um das ehrwürdige Haus Bärentatz und Comp., das schon so alt war," sagten die Leute.

Zacharias aber behielt als letzten Rest noch eine Summe von einigen Hunderten in Händen, und suchte sich mit ihr eine neue Stätte für sein gerade nicht von Sorgen, aber trotzdem schweres Haupt. Da gefiel ihm denn gar sonderlich eine verfallene Hütte vor dem Thore, die ihr Eigenthümer allein einnahm, weil sie für keinen zweiten Bewohner Platz gehabt hätte. Zacharias verfiel auf den Gedanken, für die Hälfte jener Summe das kleine Gebäude zu kaufen, und auf diese Weise seinen Wohnungszins zu capitalisiren. Was ihn dazu vorzüglich vermochte, war die Erinnerung an seinen verstorbenen Vater. „Ich thue

ihm nun doch seinen Willen," sagte er, als er die alte Hütte bezog; „ich bin der Besitzer und der Repräsentant eines alten Hauses."

In dem Maße, als sich dieses Haus Bärentatz von dem frühern Haus Bärentatz unterschied, modificirte sich auch die Lebensweise des Mannes, der das Haus vertrat. Das will sagen, sie blieb im Grunde dieselbe, und nur die äußeren Formen, die Elemente, von denen sie getragen wurde, mit Einem Worte, das Getränk, verschlechterte sich. Zacharias bezog nicht mehr die besten Sorten aus der Fremde, sondern begnügte sich mit dem heimischen Gewächs in kleinen Schenken. Seine angenehmste Zeit war, wenn nach der Weinlese die Bauern der Umgegend selbst zu Wirthen wurden, und dies durch lachende grüne Tannenzweige anzeigten, die sie an ihre Thüre steckten als freundlichen Einladungsgruß an alle Welt.

Da machte sich der weinselige Knabe wohl schon am frühen Morgen auf, nach dem besten zu suchen, und er hatte ihn nach mannichfachen schweren Proben auch erst am Abend gefunden, er begann doch jetzt erst sein Tagewerk. „Freund," sagte er dann zum Bauer, „es ist gut, bei Euch zu bleiben, und darum nehmt jetzt den Tannenzeiger herein." Zacharias behauptete allein das Feld.

In solchen Zeiten geschah es wohl auch, daß sein bis dahin nur latenter Humor zuweilen flüssig wurde, und von einem des Weges kommenden Bekannten ob des vulgären Getränkes zur Rede gestellt, pflegte er folgenden Trinkspruch zu sagen, von dem es unbekannt ist, woher er ihn hatte, und der längst wieder vergessen ist, da man ihn in keinem Buche aufgezeichnet findet:

„Wenn's auch nicht Steinwein,
Wenn's nur nicht Weinstein;
Wenn's auch nicht Rheinwein,
Wenn nur der Wein rein;
Wär's selbst vom Main Wein,
Wollt', wenn der Wein mein,
Ich froh beim Wein sein
Und ihm das Sein' weih'n."

Und so begab es sich eines Tages, daß Zacharias sein Haus auf Nimmerwiedersehen verlassen mußte, nachdem es ein neuer Eigenthümer mittelst gesetzlicher Gewalt in Besitz genommen hatte. Diesmal war es Zacharias selbst, der sagte: „Schade um das behagliche Haus, das schon so alt war."

Er begab sich zunächst nach dem Kirchhof und blieb lange schweigend am Grabe seiner Eltern stehen. Dann entfernte er sich, innerlich gekräftigt durch einen Entschluß, indem er sagte: „Und dennoch, Vater, sollst Du Deinen Willen haben."

Er verließ die Stadt zu Fuß, und wenige Tage

später sah ihn die Universitätsstadt Halle wieder in ihren Mauern. Den Ruhm, den er dort zurückgelassen, hatte sich traditionell fortgepflanzt, und er wurde von der jungen Studentenschaft mit Ehren empfangen. Wieder leistete er Großartiges in der schweigenden Träumerei unermeßlichen Trunkes, zu dem ihm lange Zeit hindurch bereitwillig vermittelter „Pump" verhalf. Eine Art Glorie umwand nach und nach sein Haupt, da es bekannt geworden war, daß er als teutonischer Recke zu betrachten war, der mit gewaltiger Urkraft in der Schlacht gekämpft hatte und sich nun hinlegte, um in seligem Rausche von seinem Ideal zu träumen, nachdem ihm die 36 Götter Deutschlands nichts anderes mehr zu thun geben wollten.

Wer seine Gunst gewinnen wollte, mußte ihn jedoch mit der Anrede begrüßen, die er befriedigten Lächelns aufnahm, als Zeugniß erfüllter Sohnespflicht mit der Anrede, die auch Alle, die ihn kannten, zu seinem Nachruf gebrauchten, als man ihn eines Morgens, die Arme auf dem Tisch und den Kopf auf den Armen, in der Kneipe todt fand.

„Schade," hallte der ganze Chorus der Studenten, „schade um das alte Haus!"

Eine tugendhafte Geschichte.

Das Unmoralische der französischen Gesellschaft ist eine stereotype Redeformel, welche je nach Beschaffenheit derjenigen, die sie gebrauchen, mit Entrüstung oder mit einem frivolen Lächeln begleitet wird. Ein solches Urtheil nimmt sich jedoch das ungebührliche Recht heraus, von den Romanen auf das Leben zu schließen.

Ach, eine nur zu unverdiente Ehre wird durch diesen allgemeinen Schluß der Schriftstellerei erwiesen! Denn wie selten sind die Talente, die in ihren Erfindungen die Wahrheit der Dinge abspiegeln!

Die Franzosen sind nicht unsittlicher, als alle anderen Nationen, sie haben nur das Unglück, daß ihre Schriftsteller keine Anlage zur Tugend besitzen.

Um so mehr besitzen sie die Französinnen und nicht blos in der Provinz, auch, ja hauptsächlich in

Paris. In der Provinz mögen sie die Tugend selbst besitzen, in so dürrer, trockener und wenig anziehender Gestalt, als eine Abstraction nur immer annehmen kann, wenn man sie blos in ihrer blutlosen, gespensterhaften Principientreue zur Erscheinung bringt, nicht bekleidet mit den reizenden Formen des Lebens. In Paris zeigen sie mehr als die moralische Würde, sie zeigen auch den ästhetischen Werth der Tugend, ihren natürlichen Reiz, der in seiner Wirkung auf das Herz und die Sinne zugleich sogar den Reiz des Lasters übertrifft; sie haben mit einem Wort das Talent zur Tugend.

Eine schöne und tugendhafte Pariserin ist ein Engel, der an der Pforte eines Paradieses wacht. Er scheint den Eintritt nicht zu verwehren, am wenigsten mit grimmigen Tugendgeberden, aber man zögert selbst, man will nicht eintreten, aus Furcht, darüber das Wesen, die Erscheinung des Engels selbst zu verlieren, ihn an der Pforte auf Nimmerwiedersehen zurückzulassen.

Und auch ein tugendhaftes, inniges Familienleben ist häufiger, als man glaubt, in Paris zu finden, ein Familienleben, ganz im bürgerlichen Sinne und um so unverfälschter und beglückender, je weniger Prahlerei damit getrieben und Lärm davon gemacht wird.

Die französische Belletristik aber ist auf Lärm und Prahlerei berechnet und deshalb haben die französischen Romanciers, ungleich den Pariser Frauen, kein Talent zur Tugend.

Ich will dies an einem Beispiel nachweisen, an einer kleinen Geschichte, die sich in den ersten Jahren nach 1850, also während des zweiten Kaiserreiches begab, indem ich sie zuerst mittheile, wie sie sich wirklich ereignete und schriftstellerisch niemals erzählt wurde, und sie dann mit dem kleinen Roman vergleiche, den man in Frankreich daraus gemacht hat.

Der Graf liebte die Marquise. Er war verheirathet, sie war Wittwe. Bereits über 40 Jahre alt, hatte er ein Gesicht von jener merkwürdigen Häßlichkeit, welche bei einem Manne den Werth der Schönheit haben kann, weil sie Ungewöhnliches ausdrückt. Aus längerem Studium dieses Gesichtes ergab sich nicht gerade, daß der Graf ein Genie, aber wohl, daß er ein durchaus rechtschaffener Mann sein müsse.

Die Marquise, etwa 23 Jahre alt, war schlank und bleich, aber jede innere Bewegung, wenn auch nicht durch persönliche Motive, wenn auch nur durch einen Kunstgenuß verursacht, rief eine Röthe auf ihre Wangen. Sie konnte Manchem auffallend schön, Manchem ganz unbedeutend erscheinen, je nachdem der Ein-

druck beschaffen war, dem sie gerade unterworfen wurde. Ihr Mann hatte ihr eine Rente von zweimalhunderttausend Francs hinterlassen, die sie standesgemäß verzehrte, ohne prunkenden Aufwand zu machen.

Eines Abends saß sie in ihrer Loge in der großen Oper bei der Aufführung von Rossini's „Wilhelm Tell“. Im letzten Zwischenact trat der Graf in ihre Loge, wie es oft geschah. Seine immer leidende, in letzter Zeit noch mehr erkrankte Frau war eine Freundin der Marquise, das Befinden der Gräfin das Nächste, was man besprach. Dann stockten die Reden, aber der Graf entfernte sich nicht, er betrachtete mit brennenden Blicken die Marquise, die, einer tiefen Freundschaft für ihn sich bewußt und mehr auch bei ihm nicht voraussetzend, ihn gewähren ließ, ohne darauf zu achten. Als der Vorhang fiel, lud sie ihn ein, den Thee bei ihr zu nehmen.

Manche Leserin dürfte es interessiren zu wissen, wie ein vornehmes Boudoir damals aussah. Das der Marquise war mit blauem Damaststoff überzogen, den schwarzer Sammt einfaßte und der in den Winkeln von einfachen vergoldeten Ringen festgehalten wurde. Sopha und Fauteuils waren mit demselben Stoff bekleidet und die Möbel von Rosenholz, nach dem damaligen Geschmack mit eingelegten Flächen von Sèvres=

Porzellan, bildeten zu dem etwas düsteren Wandstoff einen angenehmen Abstich. Vier venezianische Spiegel schmückten den Raum und auf dem Camin von schwarzem Marmor bewunderte man eine Pendule von Sèvres-Porzellan im Style Ludwigs XV. und in gleicher Art zwei prachtvolle Candelaber.

Diese Andeutung des Aeußerlichen kann man dem französischen Autor glauben und auch noch die Einleitung des eigentlichen Vorganges. Die Marquise setzte sich an den Camin und der Graf traurig und stumm ihr gegenüber. Sie versuchte es, durch Bemerkungen über die Oper, die Gesellschaft, eine Conversation in Gang zu bringen, und als diese immer wieder an den einsilbigen Antworten des Grafen scheiterte, griff die Marquise sein Stillschweigen offen an, indem sie ihm Vorwürfe machte, daß er sie allein in Reflexionen sich ergehen ließe.

Er erwachte aus seinem Träumen und sie sah, was einen Mann entweder verächtlich oder ungemein bedeutend macht, eine Thräne in seinem Auge. Bei dem ernsten, männlichen Charakter des Grafen wirkte dies erschütternd auf die junge Frau und brachte ihr Herz in eine überraschende Wallung. „Was fehlt Ihnen?" fragte sie mit zärtlichem Tone und reichte ihm die Hand. Er bedeckte diese Hand mit glühenden Küssen.

Die Marquise erhob sich und klingelte. Aus solchen Situationen der Verlegenheit hilft nichts rascher heraus als die Anwesenheit eines gleichgültigen Dritten Der Diener erschien, sie verlangte den Thee.

Als dieser genommen war und beide wieder allein blieben, war sich die Marquise sowohl über ihre eigenen Empfindungen als über die Handlungsweise, die sie zunächst zu befolgen hatte, bereits vollkommen klar geworden.

„Ich gestehe Ihnen," sagte sie ungefähr, „daß ich unter anderen Verhältnissen für Ihre Bewegung vielleicht ein Entgegenkommen gehabt hätte. Allein ich hasse nichts auf Erden mehr als das Abenteuer; eine Liebe mit Hindernissen und Schwierigkeiten, die für viele Frauen so großen Reiz hat, ist mir das Unerträgliche. Alle die Schleichwege, Masken und Lügen, die sie nothwendig macht, würde meine Liebes- und Lebenskraft erdrücken. Mehr als dies aber trennt uns ihre Frau und daß ich sie meine Freundin nenne. Ich reise morgen nach Italien. Schreiben Sie mir, sobald Sie geheilt sind, und — möge es nicht zu bald sein."

Rechtschaffen wie diese Worte war das Herz des Grafen; er setzte keinen Widerspruch entgegen, sondern erhob sich und ging. Die Marquise blieb noch lange in schmerzlichen Gedanken an derselben Stelle.

Als der Graf lang nach Mitternacht nach Hause kam, berichtete ihm der ihn erwartende Kammerdiener, daß die Gräfin mehrmals des Abends hatte anfragen lassen, ob der Graf zurückgekehrt sei und den Auftrag ertheilt hatte, den heimgekehrten Gatten sogleich zu ihr zu bescheiden.

Der Graf begab sich in die Gemächer seiner Frau — und von diesem Augenblicke an scheidet sich die Wahrheit der Vorgänge von der Erfindung des französischen Autors.

Der Graf fand seine Frau in einem tiefen, dumpfen Schlafe liegen. So gemildert der Schein der Lampe war, er ließ doch deutlich erkennen, daß sich die Kranke über und über mit den kostbarsten Spitzen bedeckt hatte, mit nie versiegender Eitelkeit, um, wenn möglich, selbst noch in ihrem schrecklichen Zustande anziehend zu erscheinen.

So aschgrau und abgemagert ihre Züge waren, der Graf warf einen Blick des Hasses und nicht des Mitleids auf sie. Da lag das Geschöpf ruhig vor ihm, das stets die Unruhe seiner Tage gewesen war, selbst als es noch einen Schimmer von Jugendlichkeit gezeigt hatte. Zwanzig Jahre war er mit dieser Frau verheirathet, ohne daß jemals ein Liebeswort zwischen ihnen gewechselt worden wäre; man hatte sie ihm ge-

geben, wie man ihm, als er mündig geworden, seine Titel und sein Vermögen gegeben, und er hatte die Ehe mit ihr übernommen wie eine Pflicht, worüber sich nichts weiter sagen ließ.

Wenn etwas an Liebe zwischen den Gatten hätte erinnern können, so wäre es die Eifersucht der Frau gewesen; allein der Graf wußte nur zu gut, daß das Schrecklichste, was ein Weib zeigen kann, eine Eifersucht ohne Liebe, zu den Martern seines Lebens zählte. Dazu kam die Unmöglichkeit, sie zu einem friedlichen Genuß des Daseins zu stimmen, ihre fortwährende Unruhe, ihr beständiges Trachten, die Umgebung, die Freunde, den Aufenthalt zu wechseln.

Was ihn in diesem Augenblicke wunderte, war ihr fester Schlaf. Während ihrer ganzen Krankheit war das hauptsächlichste ihrer Leiden Schlaflosigkeit gewesen. Unwillkürlich sah er sich nach den Arzneien um, die sie brauchte. Auf dem Nachttischchen fand er einen Flacon, von dem ein wenig abgegossen war, mit der Aufschrift: Laudanum. Auf einmal genommen — dachte er, aber er dachte den Gedanken nicht zu Ende und begab sich in sein Zimmer.

Der Gedanke aber wich nicht von ihm. Ohne sich entkleidet zu haben, entließ der Graf den Kammerdiener und öffnete das Fenster. Die Winterluft kühlte

nicht seine heiße Stirne. Er ging heftig auf und nieder. Weshalb sollte er es sich verhehlen? Er wünschte den Tod der Frau. Sie war ihm immer eine Qual gewesen, jetzt stand sie als die einzige unübersteigliche Scheidewand zwischen ihm und seinem höchsten Glücke. Und sie konnte noch jahrelang hinsiechen, das wußte er vom Arzte. Auf einmal genommen — ein wenig mehr Opium —

Er warf sich auf den Divan und vergrub das Gesicht in die Kissen. Lange lag er so, ehe seine Gedanken ihm selbst ganz deutlich wurden. — „Warum nicht? Warum das Schicksal nicht beschleunigen, ihr selbst zur Erlösung und mir zum Glücke? Ich will es thun. Heute steckt noch mehr Feigheit in meiner Hand als in meiner Seele. Aber ich werde es thun. Und um mir selbst zu beweisen, wie fest und ruhig dieser Entschluß, will ich auch fest und ruhig schlafen. Morgen!"

Er legte sich zu Bette und schlief. Er schlief so fest, daß der Kammerdiener, der ihn in den Frühstunden wecken mußte, weil man im Zimmer der Kranken dringend nach dem Grafen verlangte, Mühe hatte, ihn wach zu bringen.

Er fand seine Frau noch immer schlafend. Aerzte standen um das Bett und forschten, wie es möglich

war, daß sich die Gräfin Laudanum verschafft und so viel davon genommen hatte. Es war nicht anders zu erklären, als daß sie längst im Besitze desselben war und in einem Augenblick der Entmuthigung davon Gebrauch gemacht hatte. Nach einer halben Stunde schlief sie nicht mehr — sie war todt.

Ein Jahr später hätte der Graf die Marquise heirathen können. Es kam vorläufig nicht dazu. Obgleich erklärter Bräutigam der Marquise und fast immer an ihrer Seite, war der Graf während des Trauerjahres sehr melancholisch gewesen. Vergebens beschwor ihn die Braut, ihr zu entdecken, was ihn quälte. Er vermochte es nicht, denn ihn marterte die Vorstellung, daß er Mörder hatte werden wollen, der Zweifel nagte an ihm, ob er es thatsächlich geworden wäre.

Vielleicht hätten die Qualen in seinem Gemüthe stets verborgen fortgewüthet und könnten folglich auch hier nicht erzählt werden, wenn der Graf nicht eines Abends, besonders aufgeregt und durch das Drängen der Marquise nach seinem Geheimniß zu einer Art Ekstase aufgestachelt, ihr wie im Fieber, im Delirium eine Scene ausgemalt hätte, als würde er seiner Frau wirklich Gift gegeben haben. Die Marquise fiel schreiend zu Boden, das Fieber, das beim Grafen nur

eine momentane Aufregung gewesen, ergriff die Nerven der Marquise. Man brachte sie zu Bette; sie schrie fortwährend: „Zu Hilfe! Mörder!“ und machte rasende Bewegungen der Abwehr.

Nun sah sich der Graf gezwungen, dem Arzte Alles zu offenbaren. Dieser hatte mit der physischen Heilung der Marquise auch die psychische des Grafen zu übernehmen. War es doch erklärlich, daß die späte Nacht, der Trennungsschmerz, die Vergegenwärtigung aller Lebensqualen die Seele in eine ihr fremdartige Richtung gedrängt hatten; war es doch Gewißheit, daß der Graf, auch wenn er nicht am Morgen geweckt und in neue Eindrücke versetzt worden wäre, den finsteren Entschluß nicht mehr wiedergefunden hätte.

Bald waren der Graf und die Marquise ein glückliches Paar.

Nun sehe man, was ein französischer Autor, Gagneur, in seinem Roman „Une expiation“ aus diesen Seelenvorgängen gemacht hat, die man wohl eine tugendhafte Geschichte nennen kann, weil sie von Gewissensssbien, die keine That zum Ausgangspunkt haben, und von der Kraft der Entsagung mitten im Sturme der Leidenschaft Zeugniß geben.

Mit so einfachen Regungen des Herzens weiß der französische Autor nichts anzufangen. Er läßt

daher den Grafen das Verbrechen wirklich begehen, dieser vergiftet seine Frau. Allein er — weiß selbst nichts davon, er ist somnambule und verübt die Unthat als — Nachtwandler.

Bald darauf heirathet er die Marquise, die von der seltsamen Krankheit ihres neuen Gatten keine Ahnung hat. Wieder im Zustande des Somnambulismus erzählt er ihr sein Verbrechen. Es folgen unglaubliche Katastrophen, welche durch eben so unglaubliche medicinische Wunder bewältigt werden. Wahrhaftes Interesse kann dadurch nicht im Leser erregt werden, weil der psychologische Ausgangspunkt der wirklichen Begebenheit gänzlich bei Seite gelassen wird.

So bleiben von der Geschichte nur vulgäre Effecte übrig, für den deutschen Leser aber die Erkenntniß, daß, wenn die Franzosen nicht unsittlicher sind als jede andere Nation, doch ihre Schriftsteller, wie gesagt, kein Talent zur Tugend haben.

Analogien der Geschichte.

Wenn man bei einigem Nachdenken und nach vielen Erfahrungen dem Ausspruch Hegel's beistimmen muß, aus der Geschichte wäre nur das Einzige zu lernen, daß man nichts aus ihr lernen könne, so liegt die Frage nahe, warum so viele mit Geist und Weisheit ausgestattete Männer ihr Leben opfern und ihre Augen verderben, um den alten Geschichtsquellen nachzuspüren und über vergangene Dinge der Menschheit immer reineren Wein zu schenken — den doch Niemand trinken will. Denn die Geschichte scheint völlig ungenossen zu bleiben, wenn man nichts aus ihr lernt, das Studium der Geschichte also die nutzloseste aller Beschäftigungen zu sein. Wäre die blose Neugierde, zu erfahren, was sich vor Zeiten begeben hat, ohne weiter davon zu lernen, also ohne einen Vor=

theil, ein Wissen daraus zu ziehen, die großen Anstrengungen werth, die es kostet, über das Geschehene die Wahrheit zu hören? Wäre überhaupt noch Wahrheit, was keinen geistigen Inhalt mehr besitzt, und sänke es nicht zur öden, blöden, seelenlosen Wirklichkeit herab? Die Wirklichkeit aber, wäre sie in der That, auch ohne daß man etwas aus ihr lernen könnte, interessant genug, um der Neugierde nach ihrer wahren Beschaffenheit kein Opfer zu groß erscheinen zu lassen, liegt uns im unmittelbaren Leben näher und bequemer zur Hand als in Büchern und jeder Tag bringt uns historische Ereignisse, deren Wirklichkeit wir nicht bezweifeln können und die wir mühelos in uns aufnehmen. Die Wahrheit ist, daß es sich bei dem Reiz, den die Geschichte auf uns übt, weder um Sättigung der Neugierde, noch um Erlangung eines praktischen Nutzens handelt, sondern um Befriedigung eines unsterblichen Bedürfnisses der Menschheit nach Continuität, somit um eine Angelegenheit des Gemüthes, das dabei nicht nach Unterhaltung und nicht nach Vortheil fragt. In seinen innersten Tiefen schreit das Gemüth nach gewissen Erfüllungen ohne Grund und Zweck, wie ein Säugling schreit, blos weil es seine Natur erheischt. Das Bedürfniß nach einem immerwährenden, alle Zeiten umfassenden Zusammenhange

mit der Welt, einer ununterbrochenen Angehörigkeit, hat ebensogut die Neigung zur Geschichte erzeugt, als den das Zeitliche noch überflügelnden, in die Ewigkeit hineinreichenden Unsterblichkeitsglauben.

Was der Hindu mit Bewußtsein zu jedem andern Geschöpfe, selbst zum ekelhaftesten Thiere sagt: „Du bist ich", das sagt jedes Volk, sobald es in den Apfel der Cultur gebissen hat, den man so gerne für den der Erkenntniß ausgiebt, zu seinen früheren Generationen und zu allen übrigen Völkern der Erde. Die Menschheit ist fortwährend auf der Jagd nach ihrem eigenen Wesen begriffen, sie dichtet es den Göttern und den übrigen Himmelsgeschöpfen an, die sie sich bildet, und sie sucht es auf Erden unter den von ihrer gegenwärtigen Tracht verschiedensten, durch Jahrhunderte getrennten Verkleidungen. Welche That gethan wurde, welches Ereigniß geschehen ist — sie will in ihrem gegenwärtigen Bewußtsein Alles mitgelebt haben, was jemals gelebt wurde, eben indem sie darum weiß.

Tiefer blickend erkennt man in dem fortwährenden Suchen der Menschheit nach ihrer eigenen Beschaffenheit den Antrieb zu allen Wissenschaften, vor Allem aber zur Philosophie, die sonst als die unfruchtbarste längst wäre aufgegeben worden. Die Cultur ergänzt

das indische Dictum mit einem metaphysischen Problem: „Du bist ich — aber wer bin ich?“ Auf die Wissenschaft der Geschichte angewendet, die dem allgemeinen Fassungsvermögen näher liegt, ergiebt sich aus dem Problem der heiße Wunsch nach Wiedervergegenwärtigung alles Vergangenen, damit dem Jetztlebenden kein Atom des All-Lebens verloren gehe, das ja immer und überall sein eigenes Dasein war, also keine Spur, kein Theilchen seiner Existenz, woraus er sich selbst zu erkennen vermöchte. Es ist demnach weder Neugierde noch das Verlangen nach Belehrung im Sinne praktischer Staatskunst, was das Studium der Geschichte zu einer der wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit macht, sondern ihr unsterbliches Bedürfniß nach Continuität.

Man wird trotz dieser Ueberzeugung und trotz der von Hegel ausgesprochenen Erfahrung nicht aufhören, Völkern, Parteien, Parlamenten und Regierungen gelegentlich den Vorwurf zu machen, daß sie nichts aus der Geschichte lernen wollen. Was als tiefgeheime, unverstandene, als metaphysische Sehnsucht in den Gemüthern liegt und sie beunruhigt, damit glaubt man im praktischen Leben fertig zu werden und es richtig zu deuten, wenn man es in das Gemeinnützige übersetzt, in das Verlangen nach dem

Vortheil. Dabei bedenkt man nicht, daß, wenn ein Jahrhundert von einem früheren lernen könnte, der Weltproceß schon vollendet wäre und überhaupt nichts mehr geschähe. Denn die Einsicht — entsagt, nur die Leidenschaft — handelt. Diese blinde uneinsichtige Kraft ist es allein, deren sich das blinde, unaufhaltsame Schicksal auf seinem ehernen Gang zum Weiterkommen bedienen kann. Wie das Gute seinen Lohn, so hat die Weisheit ihren Nutzen einzig und allein in sich selbst und darüber hinaus keinen mehr.

Nirgends hat man die praktische Weisheit, die sich aus der Geschichtsbetrachtung ziehen läßt, dem naiven Verständniß des Volkes näher gebracht, als im Orient. Wenn es der Weisheit beschieden wäre, mit vortheilhafter Lenkung in den Gang der Welt einzugreifen, so fände es diese schon seit einem Jahrtausend nicht mehr der Mühe werth, dasjenige zu vollbringen, was man „große“ Thaten nennt. Schon so lange Zeit ist es, daß ein Weiser des Ostens einem Eroberer sagte, wenn auch nicht gerade mit denselben Worten, die uns dafür überliefert worden: Du stürzest die gegenwärtige Generation in Elend, Noth und Tod, zu keinem anderen Zwecke, als um von der nächstkünftigen Generation dafür bewundert zu werden. Fürchtest Du nicht, daß bei den Menschen end-

lich doch das Mitleid und die daraus entspringende Verachtung des Uebelthäters den Vorrang bekommen könnte vor der blöden Bewunderung? In unzähligen Märchen und Legenden hat der Orient dem falschen Heldenthum den Spiegel vorgehalten. Was kann bezeichnender sein für das Urtheil, das sich schon eine frühe Zeit über unvernünftige Ländersucht gebildet hat, als das bei allen Völkern Asiens verbreitete Geschichtchen vom Herrscher Hakkam? An einem kleinen Beispiel wird hier gezeigt, welchen sittlichen Werth die Gier nach fremder Erde hat. Der Herrscher Hakkam sah einen lieblichen Hügel, auf dessen Gipfel er sich einen Palast erbauen wollte. Der Hügel war das Grundeigenthum eines Weibes, das sich ihn weder mit süßen Worten abschmeicheln, noch mit großen Summen Geldes abkaufen lassen wollte. Wozu aber ist man ein mächtiger Herrscher, wenn man nicht, nachdem alle anderen Mittel versagten, von seiner Macht Gebrauch machte? Hakkam nahm den Hügel gewaltsam in Besitz und ließ den Bau seines Landhauses beginnen. Die Eigenthümerin dachte wahrscheinlich wie der Müller von Sanssouci: „Es giebt noch Richter in — Bagdad,“ denn sie begab sich zum Kadi, damit er ihr zu ihrem Rechte verhelfe. Der Kadi zuckte die Achseln, was das Weib natürlich nicht als genügende Rechtshilfe

anerkennen wollte, allein er sagte ihr wahrscheinlich, daß, wenn sie nicht das Schwert zu zücken vermöge, sie auch nichts Besseres thun könne, als die Achseln zu zucken. Indessen war er immerhin weise genug, um einen Versuch orientalischer Ueberredungskunst nicht zu scheuen. Eines Tages, als Hakkam auf dem Hügel stand, um die Arbeiten an seinem Bau in Augenschein zu nehmen, begab sich der Kadi mit einem Esel und einem leeren Sack auf den Bauplatz. Der Sultan, der den Richter wohl kannte und hoch schätzte, fragte freundlich nach seinem Begehr. „Es ist nur wenig," sagte der Kadi, „was ich verlange, nur die Erfüllung eines Traumes, in welchem mir Glück verheißen wurde, wenn ich einen Sack voll Erde von diesem Hügel erlange und mein hoher Herr und Gebieter mir die Gnade erweisen wollte, den Sack mit eigenen erlauchten Händen auf den Esel zu heben." — Hakkam lachte und gestattete dem Kadi, seinen Sack mit Erde anzufüllen. Als dies geschehen war, versuchte der Sultan in der That, den Sack auf den Esel zu heben, mußte aber das Unternehmen aufgeben, indem er erklärte, daß der volle Sack für seine Arme eine viel zu schwere Last sei. — „Wie!" rief nun der Kadi, „diesen einzigen Sack Erde findest Du zu schwer und dennoch, o Herr! unternimmst Du es, den ganzen Hügel auf

Dich zu laden und diese ungeheuere Bürde vor das Gericht des Propheten zu tragen?"

Weil nun diese Geschichte ein Märchen und keine historische Begebenheit ist, so folgt natürlich, daß der Sultan sein Unrecht einsah, den Bau aufgab und der Eigenthümerin ihr Gut zurückstellte. Denn das Märchen rechnet nicht mit Begierden und Leidenschaften, sondern löst die schwierigsten Fragen durch Einsicht und Erkenntniß. In der Geschichte jedoch predigen Engelszungen vergebens dem unaufhaltsamen Thun des blinden Willens, welcher die in die Erscheinung tretende Gewalt des blinden Verhängnisses ist.

Wie thöricht darum, wenn ein Theil der Gesellschaft einem andern Theile, der von Leidenschaft verblendet ist, durch Lehren aus der Geschichte beizukommen sucht, wie es noch täglich mittelst des Bestrebens geschieht, die Ultramontanen von ihrer Verblendung, ihrem Blödsinn, ihrem Wahnwitz zu — überzeugen. Sie sind nicht so dumm wie sie aussehen und wie Diejenigen zu sein scheinen, die sie durch Gründe bekehren wollen; sie können sich heimlich den Argumenten selbst nicht verschließen, aber in ihnen regiert der blinde Wille als eine historische Macht von größerer thatsächlicher Gewalt, als die blose Ideenmacht der Vernunft besitzt.

Was sich der Geschichte allein entnehmen läßt, sind Analogien, die Zeugnisse des ewigen Zusammenhangs der Menschheit als einer und derselben in allen Zeiten und Verhältnissen. Solche Analogien befriedigen das erwähnte Bedürfniß nach Continuität und sie sind entweder Symbole, deren versteckter Sinn erst gesucht werden muß, in denen sich aber dann Charakterzüge des heutigen Tages vorbildlich abspiegeln, oder sie sind geradezu Parallelen, welche nicht erst einer künstlerischen Hand bedürfen, um das genaue Zusammenstimmen früherer und gegenwärtiger Ereignisse Jedermann vor Augen zu legen.

Das soeben erwähnte Verhalten der mit Gründen fechtenden Gegner der Ultramontanen, der Pseudo-Philosophen, eines Frohschammer, Huber u. dgl. ist gerade geeignet als Beispiel für eine symbolische Analogie der Geschichte zu dienen. Im vierten Band seiner „Geschichte der Anfänge des Christenthums" bezeichnet Renan den römischen Kaiser Nero als Antichrist, indem er diesem Worte die Bedeutung giebt: „Der Christus des Bösen". Er schildert Nero als einen lächerlichen Heros und beschreibt nach Sueton das jammervolle, aber merkwürdige Spiel, welches Nero's Erfindung war. Das Spiel bestand darin, daß man an die Rennbahnpfähle nackte Jünglinge,

Frauen und Mädchen band, worauf dann ein wildes Thier aus dem Zwinger entlassen wurde, das sich auf jeden dieser Körper stürzte und ihn an sich drückte, worauf der Freigelassene Doryphoros das Thier scheinbar tödtete. Das Thier aber war Nero, bekleidet mit dem Fell eines wilden Thieres.

Auf diese Weise befriedigte der römische Despot ein eben so unfruchtbares, als jämmerliches Gelüste, eine raffinirte Wollust, die freilich weiter nichts Verderbliches hatte, als in dem Anblick ihrer eigenen Existenz lag. Ihre erwählten Opfer, die an die Rennbahnpfähle gebundenen Leiber blieben unbeschädigt; am Ende war das ganze Schauspiel nur eine zwar nicht Lachen erregende, aber lächerliche Comödie.

Ist das Verhalten Nero's in diesem Falle nicht ein vorbildliches Symbol für das Gebahren der genannten falschen Phylosophen gegenüber dem in nackten Thatsachen vorhandenen Jesuitismus der römischen Kirche? Diese Thatsachen stehen in den meisten Dogmen wie in geschichtlichen Resultaten unverhüllt vor Aller Augen und die falschen Gegner stürzen sich darauf mit scheinbar unüberstehlicher Wildheit, in Wahrheit aber ohne den Jesuitismus im Geringsten zu beschädigen und nur um einen wollüstigen Kitzel des Besserwissens in Einzelheiten zu befriedigen. Im

Ganzen stehen sie mit dem nackten Jesuitismus auf demselben Boden, der gleiche Circus des Irrthums und des Wahnes, des Aberglaubens und der Bethörung hält die scheinbaren Angreifer wie die scheinbaren Opfer umschlossen. Eine ernsthaftere Analogie der Geschichte läßt sich aus jedem wichtigen Vorgang unserer Zeit ziehen, gehörte aber keineswegs zu den vergnüglichsten — Märchen der Gegenwart.

Ein „Krach“ in Blumen.

Im Leben der Familie wie in dem des Staates, im großen und kleinen Reich des Schicksals thut sich kein Abgrund auf, der nicht einem scharfen Blick gestatten würde, eine Spur des Welträthsels zu gewahren, das unbeweglich wie ein brütendes Ungeheuer, wie einer der fabelhaften Drachen der Sage im Mittelpunkt der Erde sitzt und mit seinen Ausathmungen uns Alle quält, selbst die Naiven und Gedankenlosen, die von seiner Existenz keine Ahnung haben, geschweige denn, daß sie sich in einem Zusammenhang mit ihm wüßten. Und solcher Gedankenloser giebt es Viele, die eigentlich den Beruf hätten, zu denken, weil sie in Zeitungen schreiben, oder in großen Kreisen das belehrende und entscheidende Wort führen.

Sie sagen und schreiben aber: Die Krise, oder was man den „Krach“ nennt, wäre das Product einer

Zeit, welche wie keine frühere das goldene Kalb anbetet, einer Zeit, die ausschließlich von materiellen Beweggründen geleitet, ohne Scheu und Scham, ohne Grundsätze und ohne Ehrgefühl auf ihr einziges Ziel losstürzt: über Nacht reich zu werden, und in das schreckenvolle nnd entsetzliche Verderben, welches einem so unnatürlichen, den wahren Quell des Wohlstandes, „die Arbeit", verkennenden Streben nothwendig folgen muß, auch die niederen Stände um so sicherer hineinreißt, als dieselbe Zeit ohnehin geschäftig wäre, die Fundamente des Glaubens zu erschüttern und mit ihnen auch den Muth im Ertragen der Entbehrungen und die Rechtschaffenheit im gegenseitigen Verkehr. Eine böse Zeit!

So sagen und schreiben die Heuchler und die Gedankenlosen Tag für Tag und sie dünken sich dadurch fromm und weise, oder meinen wenigstens den Anderen dafür zu gelten. All diesen scheinverständigen und scheinheiligen Predigten liegt jedoch der Irrthum zu Grunde, daß sie etwas Ideales und Unfaßbares, die Zeit, für das Wirkliche und Ewige in der Beschaffenheit der menschlichen Natur verantwortlich machen wollen.

Der Fortschritt ist die Religion des Jahrhunderts und wie jede Religion bringt er sowohl aus sich selbst

ein Pfaffenthum hervor, wie er ein entgegengesetztes Pfaffenthum sich feindlich gegenübersieht. Die Pfaffen des Fortschrittes erwarten von ihm die allgemeine Beglückung, das unbegrenzte Heil des Menschengeschlechtes; ihre Gegner, die Pfaffen des Rückschrittes, bürden dem Fortschritt die ganze Schuld an dem Elend der Welt auf. Jene Hoffnungen wie diese Anklagen müssen thöricht und chimärisch sein, weil sie sich auf den Wahn, die Illusion stützen, die Zeit, eine blose Form der Erscheinungen, könnte an der Natur, von der doch auch der Mensch bis in sein innerstes Wesen hinein ein Bestandtheil ist, wesentliche Veränderungen hervorbringen.

Es hat freilich seine Schwierigkeit, die Beweise des großen Kant, daß die Zeit blos eine Anschauungsform ist, also nicht den Dingen an sich zukömmt, sondern von unserm Gemüthe in sie hineingetragen wird, Denjenigen begreiflich zu machen, die sich aus Denkfaulheit und mehr noch aus Lebensnoth mit dem Wesen der Dinge nicht abgeben können. Allein ein Beispiel kann doch einigermaßen verdeutlichen, wie das Interesse, welches wir den Erscheinungen der Zeit zuwenden, nicht auf diesen selbst beruht, sondern nur in unserem Gemüthe wurzelt und eigentlich ein imaginäres ist.

Ein Gelehrter wollte vor Kurzem eine öffentliche Vorlesung über das Erdbeben von Lissabon halten und bekam nicht einen einzigen Zuhörer. Die Geschichte ist eben hundert Jahre alt und man vermag sich selbst auszumalen, was ein Erdbeben ist und von welchen Katastrophen es begleitet wird. Nun denke man sich aber; das gleiche Unglück würde eine ebenso große Stadt heutigen Tages treffen. Wie gierig würde man den Berichten Desjenigen lauschen, der das Ereigniß etwa mitgemacht hätte und ihm mit heiler Haut entkommen wäre! Mit welchem Heißhunger würde man die Zeitungen verschlingen, welche die Einzelheiten der großen Begebenheiten brächten! Und doch wären diese keine anderen, als sie schon vor hundert Jahren gewesen sind und die Bewohner der neueingestürzten Stadt wären uns durch den weiten Raum gerade so entfremdet, als es uns heute die ehemaligen Bewohner von Lissabon durch die lange Zeit sind. Die neuverunglückten Bewohner jedoch würden der gegenwärtigen Zeit angehören und dieser Umstand allein verliehe der Begebenheit für unser Gemüth ein Interesse, welches ihr an sich nicht mehr innewohnt, wie eben das Beispiel jenes Gelehrten beweist.

Es ist also immer eine Form der Zeit, das Neue,

was mystischen Zauber übt und gleich geheimnißvoll in der Anziehung wie in der Abstoßung den Einen als Götze hoffnungsvoller Anbetung, den Anderen als Ziel bitterster Verfolgung dient. Und doch liefert jeder Tag Vorfälle und Geschehnisse, welche jedem dieser beiden Extreme einen unbesieglichen Widerspruch der Thatsachen entgegenstellen. Es sind nur wenige Tage verflossen, seit sich in der Nähe von Dresden das Folgende ereignete:

Ein junges, schönes Mädchen von rechtschaffenem Wandel und Herzen, eine bettelarme Waise, diente als Magd in schwerer Arbeit bei einem Gemüsegärtner. Eines Tages fehlten Geräthschaften, Habseligkeiten, und die Umstände gestalteten sich so unglücklich für die Magd, daß sie mit einigem Grund des Diebstahls beschuldigt werden konnte. Sie hätte eines juristisch geschulten Verstandes bedurft, um die schwerwiegenden Verdachtsgründe von sich abzulenken. Angst vor der Untersuchung und Verlust der Achtung in ihrem Kreise waren ihr so unerträglich, daß sie zur nahen Eisenbahn-Station lief und sich unter die Räder eines Zuges warf. Als eine schrecklich Verstümmelte, aber noch Lebende wurde sie hervorgezogen und in das Spital gebracht. Kaum zu Bewußtsein gekommen, erfährt sie, daß die vermißten Effecten bei einem Knecht

gefunden wurden, der den Diebstahl eingestand. Als ein jammervoller Krüppel wird sie das Spital verlassen, mit der Aussicht, auf dem Miste zu verhungern.

Betrachtet man diesen Fall ohne jede sentimentale Beziehung auf das Elend der Welt, vielmehr ganz unbefangen nach seiner objectiven Beschaffenheit, so gewahrt man ein Zusammenwirken von socialen, pädagogischen und moralischen Factoren, deren Ergebniß nicht gerade ein vortheilhaftes Licht wirft auf die dreitausend Jahre geschichtlichen Bewußtseins der Menschheit. Vor der Möglichkeit eines solchen Falles „in unserer Zeit" erbleichen die prahlerischen Triumphe des Jahrhunderts.

Andernfalls beschämt ein Rückblick auf die Culturmomente der Vergangenheit Diejenigen, welche wieder „unsere Zeit" für den ausschließlichen vulkanischen Herd der Corruption, des Schwindels, aller Verirrung menschlicher Gier und Leidenschaft halten. Daß Katastrophen durch plötzliche Annullirung fictiver Werthe schon im achtzehnten Jahrhundert vorkamen, ist durch die häufige belletristische Behandlung Law's und seines Mississippi-Unternehmens auch dem großen Publikum bekannt geworden. Allein jene Epoche der liederlichen Regentschaft eines Philipp von Orleans wird als eine der Frivolität und Gottlosigkeit angesehen, in ihrem

kurzem Verlauf und als Ausnahme ganz dazu geeignet, dem regelmäßigen und constanten Verderben „unserer Zeit" ein Spiegelbild zu sein.

Sehen wir daher von dem ohnehin verrufenen achtzehnten Jahrhundert ganz ab, und gehen wir auf das in besserm Credit stehende siebzehnte Jahrhundert zurück, noch dazu auf ein Land, das durch seine protestantische Reinheit und Einfachheit der Sitten von jeher den Ruhm der Solidität genoß. Ein holländischer Schriftsteller der damaligen Zeit, Manting, gab ein Bild der Tulpomanie, die in seinem Vaterlande geherrscht oder vielmehr gewüthet hatte und ein vor mehr als vierzig Jahren erschienenes Handbuch für Kaufleute über Actienwesen u. dergl. gab Auszüge aus jener Schilderung.

Es war nicht, wie man oft glaubte, eine plötzlich erwachte Liebhaberei für die Tulpe selbst, für die Schönheit und Seltenheit der Blume, nicht der allgemeine Wunsch, die Pracht der Gärten durch Tulpen zu erhöhen — es war vielmehr ein unversehens aufgetauchter Geist der Speculation, was den Preis dieses Artikels so unmäßig in die Höhe schnellte. Für eine Zwiebel zum Beispiel derjenigen Art, welche Viceroy hieß, wurden Demjenigen, der sie zu liefern versprach, Gegenstände im Werthe von 2500 Gulden

verschrieben. Später schloß man den Handel nach dem Gewichte der Zwiebeln. Vierhundert Aß vom „Admiral Liefker" kosteten 4400, vom „Admiral van der Eyk" 1620 Gulden u. s. w. Die Art „Semper augustus" ist am höchsten angeschlagen worden und es hieß damals, es wären überhaupt nur zwei Stücke davon vorhanden, eines zu Amsterdam und eines zu Harlem. Für eine Zwiebel eben dieser Art verschrieb Einer 4600 Gulden und darüber noch eine neue Kutsche mit zwei apfelgrauen Schimmeln und allem Zugehör. Ein Anderer verschrieb zwölf Morgen Land für eine Zwiebel, denn wer nicht baares Geld hatte, der verschrieb seine beweglichen und unbeweglichen Güter, Haus und Hof, Vieh und Kleider.

Nicht Kaufleute allein gaben sich damit ab, sondern die vornehmsten Edelleute, Bürger aller Art, Handwerker, Schiffer, Bauern, Torfträger, Schornsteinfeger, Knechte, Mägde, Trödelweiber u. s. w. Im Anfang gewann Jeder und Keiner verlor; die Aermsten gelangten in den Besitz von Häusern, von Kutschen und Pferden. In allen größeren Städten waren die Wirthshäuser bezeichnet, welche als Börse dienten, wo Vornehm und Gering in Blumen negociirte. Die Leute hatten unter sich Gesetze gemacht, sie hatten ihre eigenen Notare und Schreiber, Mäkler und Agenten.

Der Preis der Tulpen stieg vom Jahre 1634 bis 1657 fortwährend und natürlich war es Keinem um den Besitz der Blume zu thun. Semper augustus, die nur zwei Mal vorhanden war, wurde hunderttausend Mal gekauft und verkauft und was sonst von Tulpen im Handel war, hätten in Wirklichkeit nicht Hollands, ja nicht ganz Europas Gärten liefern können. Im Zeitraume von drei Jahren wurden in einer einzigen Stadt für 10 Millionen Gulden Tulpen umgesetzt, wie Manting erzählt, der, den Ausdruck „Schwindel" noch nicht kennend, den auch nicht zu verachtenden Terminus „Windhandel" benützt.

Für „Krach" fehlte vor zweihundert Jahren noch die Bezeichnung, aber er brach deshalb nicht minder wirklich, plötzlich und furchtbar los. Nicht nur die heillose Verschwendung der Gewinner, sondern das Aufhören des Tulpenhandels selbst ruinirte die Spieler Contracte wurden nicht mehr gehalten, wie Manting umständlich das „Ausbleiben" nennt. Ungeheuere Klagen liefen bei den Gerichten ein, die sich mit diesen Händeln eigentlich gar nicht aufhalten wollten. Die Regierung verwies endlich die Kläger auf den Provinzialrath von Haag, welcher die Entscheidungen auf unbestimmte Zeit hinausschob. Die Verkäufer waren froh, wenn sie von den Käufern einige wenige

Procente erhalten, d. h. sich „ausgleichen konnten", was eigentlich das Bestreben der Letzteren hätte sein sollen, so daß „unsere Zeit" in dieser Beziehung noch in etwas besserem Lichte erscheint. Noch heute schweben in Holland Processe, welche aus der Tulpomanie des 17. Jahrhunderts ursprünglich hervorgingen.

Worauf stützen sich nun die Pfaffen des Rückschritts, wenn sie heuchlerisch und gedankenlos unsere Zeit als den Born alles Unheils, als den Träger des Börsenspiels, als den gottverlassenen Ursprung der Corruption und des Schwindels verwünschen? Wollen sie noch weiter zurückgehen, als um zweihundert Jahre?

Es gehört zu den Uebeln dieser jammervollen Welt, daß der Fond von Sittlichkeit, welchen die Menschheit von Natur aus in sich birgt, im Laufe der Civilisation nicht anwächst, wie schon Thomas Buckle nachzuweisen versucht hat. Unserer Zeit, die, wie gesagt, immer nur eine Form der Erscheinungen ist, die schwere Verantwortung dafür aufzubürden, ist entweder ebenso blödsinnig wie die Hoffnung auf ein künftiges goldenes Zeitalter, oder es entspringt der Ungerechtigkeit des Fanatismus, dem jede Waffe für seine bald nur beschränkten, bald infamen Zwecke gutdünkt.

Zu bitter und zu hart ward den meisten Menschen

zugemessen, als daß nicht eine Chance plötzlicher Verbesserung ihres traurigen Erdenloses sie verblenden und die gemeinsten Leidenschaften in ihnen aufstacheln sollte. Auch schon vor zweihundert Jahren haben die vornehmsten Edelleute wie das niedere Volk bei der passenden Gelegenheit eine weder Anstand noch Ehre berücksichtigende Habsucht entwickelt. Der natürliche Wechsel der Dinge läßt die aufgewühlten Leidenschaften wieder für einige Zeit einschlummern. Hoffen wir, noch einige Herbste hindurch Feuilletons über das Fallen der Blätter lesen und schreiben zu können.

Haus Rothschild.

I.

Ein Rothschild ist vor einiger Zeit gestorben, Anselm, der Chef des Wiener Hauses, und den Beobachter der Menschen und Dinge müßte es belustigen, das Verhalten der Welt zu ihrem Götzen zu beobachten. Dieser Götze ist natürlich nicht das Haus Rothschild selbst, sondern was es repräsentirt: das Geld in seiner weltumfassenden Fülle und Allmächtigkeit. Von der verschämten und unverschämten Vergöttlichung des Geldes ging der Nimbus aus, welcher den Wiener Zeitungsschreibern erlaubte, selbst eine so unbedeutende, nach Lebensanschauung und Bildung gänzlich auf dem Niveau des gemeinen Handelsjuden stehende Persönlichkeit, wie Anselm Rothschild war, publicistisch zu verklären. Und als der Umstand, daß im Testament für keine milde

Stiftung gesorgt war, die Ueberzeugung aufdrängte, daß ein grober Geldsack die Stelle nicht blos des Herzbeutels, vielmehr des ganzen menschlichen Seelengewebes einnehmen kann, und nun die Söhne, aus einem einfachen Gebot der Selbsterhaltung, sich beeilen, ein Tröpflein Balsam auf die der öffentlichen Meinung geschlagene Wunde zu gießen, da scheint Alles abgethan und in Ordnung zu sein.

Für den unbefangenen Beobachter ist aber erst jetzt der Zeitpunkt zu seinen Bemerkungen gekommen, nachdem sich die momentanen Wellen der Erregung gelegt, nachdem gekrönte Häupter und Diplomaten — natürlich auch der „geistreiche" Graf Beust — ihr Beileid über den Tod eines Mannes ausgedrückt haben, von dem absolut nichts Beachtenswerthes übrig geblieben wäre, wenn ihn schon das Leben und nicht erst der Tod seinem Gelde entrissen hätte. Was ist nun die Huldigung der Welt werth, der Kranz der Verehrung, gewunden von den Höchstgestellten auf Erden, wenn er einem Manne zu Füßen gelegt wird, der nichts weiter als reich war? Ist dieser Kranz für Männer von Genie, für Künstler und Dichter noch das würdige Ziel des heißen, das Leben verzehrenden Ehrgeizes, mit welchem sie oft vergebens nach ihm trachten?

Seiner philosophischen Abhandlung über den Witz hat Kuno Fischer auch ein Wort Heine's eingeflochten. Dieser saß im Gespräch mit einem französischen Schriftsteller in einem Pariser Salon, als ein Rothschild eintrat, sogleich umgeben von den Bücklingen der ganzen vornehmen Welt. „Sehen Sie" sagte der französische Schriftsteller, „wie sich die Leute zur Anbetung des goldenen Kalbes drängen?" — „O," erwiderte Heine, indem er einen Blick auf den Eingetretenen warf, „der muß schon älter sein."

Man könnte glauben, das Wort passe nicht auf die viel beneideten Individuen, die so überaus schlau und klug, so raffinirt gescheidt sind, unausgesetzt Mammon zu erwerben. Allein der wahre Verstand bethätigt sich weniger in der Kunst reich zu werden, als in der Kunst reich zu sein. Schon ein irgend bedeutender Wohlstand, wenn er auch noch lange nicht, wie der Rothschild'sche, zu den Celebritäten der Welt gehört, erfordert, um nach allen Seiten zum Genuß der Eigenthümer selbst fruchtbar zu sein und mit der ihm entsprechenden Würde getragen zu werden, eine andere geistige Beschaffenheit, als sie den meisten reichen Leuten innewohnt. Man merkt es an den Banquiers in allen Städten, wo sie ihre Geschäfte aufschlagen. Abgestorben für die Interessen des Geistes

und des Gemüthes, die nicht irgendwie mit dem Verdienen zusammenhängen, mißachten sie in diesem Falle selbst die Annehmlichkeiten der Geselligkeit, um nur die kleinen Pflichten derselben nicht erfüllen zu müssen. Dem Gelde gebührt jeglicher Respect, so lange es als Mittel betrachtet wird. Als solches macht es frei und giebt erst Luft und Licht zur Entfaltung jeder köstlichen menschlichen Eigenschaft. „Weisheit ist gut mit einem Erbgut," sagt Jesus Sirach. Keiner sei getadelt, der seine besten Kräfte ausschließlich auf das Erwerben genügender Geldmittel verwendet. Allein so respectabel das Geld als Mittel ist, so furchtbar und entsetzlich trocknet es alles Menschliche in Denjenigen aus, denen es nicht mehr Mittel zu irgend einem Zweck, sondern an und für sich Zweck, alleiniger Selbstzweck ist.

Gilt dies schon, wo man den geringern Maßstab des gewöhnlichen Banquier-Wohlstandes anlegt, so erwäge man, welche ungeheuren Dimensionen des Unheils das Princip — wenn das gänzlich Ideenlose Princip genannt werden kann — die Maxime „Geld ist Zweck" dort bewirken muß, wo die Anhäufung unermeßlicher Reichthümer, die über alle Grenzen persönlichen Bedarfs weit hinaus gehen, in der Hand einzelner Personen schon an und für sich der Gesammt-

heit zum Nachtheil gereicht. Ich werde wohl Gelegenheit haben, dies in einer actenmäßigen Geschichte des Hauses Rothschild nachzuweisen. Die Welt braucht ein solches Werk, nicht blos aus dem Gesichtspunkt der Volkswirthschaft, auch aus dem der Anthropologie und der Culturgeschichte; dies haben die Vorgänge beim Tode Anselm Rothschild's wieder bewiesen.

Für das Tagesinteresse genügen einige Bemerkungen. „Geld ist Zweck." Daraus folgte, daß das Haus Rothschild seit 60 Jahren mit den mächtigsten Potentaten Anlehen abschloß, ohne jemals, selbst in den Zeiten der blödesten Reaction unmittelbar nach den Befreiungskriegen, eine Bedingung, eine Clausel, eine Idee zur Geltung zu bringen, wodurch der Entwickelung der Nationen eine Erleichterung zu Theil geworden wäre. Und doch gab es Momente, in denen der Bankerott derjenigen Staaten, die nicht auf Rothschild'sche Bedingungen eingehen wollten, in der Macht dieses Hauses lag. Die Bedingungen blieben aber immer nur — Procente.

„Geld ist Zweck." Daraus folgte, daß vor fünf Jahren Rußland mit der Londoner Filiale Rothschild in einem Augenblicke Geschäfte machen konnte, als gerade die Glaubensgenossen dieses Hauses den barbarischen Mißhandlungen und Niedertretungen von

Seite des russischen Absolutismus ausgesetzt waren, ohne daß auch nur die geringsten Milderungen ihres Schicksals der Preis der Rothschild'schen Gewährungen gewesen wären.

„Geld ist Zweck." Daraus folgte, daß Gelehrte, Künstler, Schriftsteller von bedeutendem Rufe, von anerkannter Befähigung, den Rest eines kranken und gebrochenen Daseins in Brotarbeit aufreiben und der Verwirklichung ihrer Intentionen entziehen müssen, weil ihnen der Mäcen fehlt, dessen „Wohlthätigkeit" über die Idee der Armenbüchse und die Größe ihres Loches hinausginge.

Wenn man nun bedenkt, daß der Socialismus die gefährlichsten seiner paradoxen Trugschlüsse aus der zwecklosen Anhäufung des Geldes zieht, so wird man die Entblößung von jeder Idee in der Verwendung des Geldes nicht als ein Gebahren anerkennen, auf welches der oben citirte Witz Heine's nicht passen würde.

Während jedoch die weitere Ausführung dieser Ansicht und ihre historische Begründung eine andere Form als die eines Märchens der Gegenwart erheischen, lassen sich an die öffentlich bekannten Verhältnisse und Erinnerungen des Hauses Rothschild einige harmlose, heitere Bemerkungen knüpfen.

II.

Die Chefs der vier in London, Paris, Frankfurt a. M. und Wien sich ausbreitenden Zweige des Hauses Rothschild gelten seit Generationen als sehr „fromme" Leute. Unter dieser Frömmigkeit ist die stricte Befolgung aller strengen Gebote der religiösen Orthodoxie des Judenthums verstanden. Die denkenden und gebildeten Juden, selbst wenn sie das Confessionelle nicht philosophisch überwanden, haben sich von den pfäffischen Ceremonien ihres Glaubens längst losgelöst, weil sie darin denselben Unsinn ihren modernen Verhältnissen gegenüber erkannten, wie in den aus den meisten Synagogen bereits verbannten Gebeten um die Rückkehr nach Jerusalem. Die constante Anhänglichkeit an die culturwidrigen Gebräuche giebt nun zwar das Recht, auf den niedrigen Bildungsgrad der Anhänger zu schließen, aber keineswegs das Recht, sie deshalb vom sittlichen Standpunkt zu verurtheilen. Eine in sich abgeschlossene strenge Frömmigkeit, welche auf ihre Weise Himmel und Erde im Gemüth vermählt und dabei dem Spotte der Welt über die Enge und Werthlosigkeit des Traurings Trotz bietet, hat vielmehr etwas Achtenswerthes und sebst Ehrwürdiges.

Allein in einem einzigen Punkte, wo es gerade

am bequemsten ist, die stricte Observanz der orthodoxen Gebote durchbrechen, heißt sie gänzlich aufheben, nimmt ihnen den innern Werth, den Charakter der wahren Frömmigkeit, setzt sie zu einer bloßen Ostentation herab und giebt dem verwerfenden Urtheil der Welt schonungslose Berechtigung.

Dieser einzige Punkt, den das fromme Haus Rothschild von jeher durchbrochen hat, ist das jüdische Gebot: Der zehnte Theil des jährlichen Einkommens muß der Mildthätigkeit zugewendet werden.

Man hat festgestellt, daß das jährliche Einkommen der vier Zweige des Hauses Rothschild, die neuen und zufälligen Gewinne gänzlich außer Berechnung gelassen, das normale Zinserträgniß blos der vorhandenen Capitalien 100 Millionen Francs beträgt. In welchen Spitälern, Schulen, Museen, Stadtverschönerungen und beglückten Familien stecken die frommen zehn Millionen, die jährlich als Brosamen vom Lebenstisch des Hauses Rothschild abfallen müßten? Wie viele Stätten physischen und geistigen Elends hätten ein anderes Ansehen, wenn die Welt jährlich auf diese zehn Millionen mit der Regelmäßigkeit rechnen könnte, mit der sich ein Capital verzinst? Wenn man bedenkt, daß sich mit 90 Millionen jährlich nicht um ein Atom schlechter leben läßt, als mit

100 Millionen, und wenn man außerdem gewahrt, daß Gang und Styl Rothschild'scher Lebensführung nicht darnach angethan ist, auch nur die Hälfte jener 100 Millionen zu verbrauchen, so wird man den Werth der „Bildung" und „Aufklärung" ermessen, womit die Chefs des Hauses sich gerade nur in dem bezüglichen einzigen Punkte von der Orthodoxie emancipirten.

Steht der relative Geiz, der sich in dieser Emancipation manifestirt, in Verbindung mit den alten Familien-Traditionen des Hauses? Denn die Rothschilde sind Barone und adelige Geschlechter werden oft Jahrhunderte lang von dem Geiste geleitet, der sich in den Schicksalen ihrer Ahnen kund gab, selbst wenn er mit der Zeit eine sagenhafte und mythische Gestalt angenommen hätte. Ein Chronikenschreiber, der Alles, was jemals am Rhein und am Main Großes und Erhabenes gewohnt hat, in getreuen, wenn auch etwas krausen und wirren Aufzeichnungen der Nachwelt überliefert, der „rheinische Antiquarius", erschließt uns mit der Romantik des Ursprungs anderer adeliger Geschlechter auch die Familienheiligthümer des Hauses Rothschild. Unmöglich wäre es, ihn wörtlich zu citiren, den biedern rheinischen Antiquarius, denn er erzählt nicht nur mit der Geschwätzigkeit des Alters,

die tausend gleichgiltige Nebendinge mit einbezieht, sondern er spricht auch eine ganz eigenthümliche deutsche Sprache, die man nicht ohne Weiteres versteht, wenn man sich in die Geheimnisse der Muttersprache blos von einem Luther oder Goethe einweihen ließ. Sachlich getreu aber gebe ich seine interessanten Offenbarungen in Folgendem wieder:

Jener Ahnherr des Hauses Rothschild, welcher es zuerst berühmt machte und zwar durch die Aufbewahrung eines ihm anvertrauten kurfürstlichen Vermögens, hatte auf seinem Kaminsims einen Esel aus purem Golde stehen, kunstreich vom Meister Goldschmied gefertigt. Besucher des Hauses erstaunten wohl baß über sothanen seltsamen Wappenschmuck, als aber seine Stunde gekommen war, da versammelte der alte Ahnherr seine Söhne um sich, um ihnen eine weise Lehre zu geben, nicht anders denn der Vater in Boccaccio's und Lessing's Erzählung von den drei Ringen.

Er empfahl ihnen die sorgsame Beachtung des goldenen Esels. Denn dieser sollte ihnen sagen: Hütet Euch vor dem Unglück Anderer! Als nämlich der nun reiche Mann noch ein armer Knabe war, da trieb er jährlich einige Male ein Eselein mit Seide belastet über den Rhein nach Straßburg. Um das Gleichgewicht in der Last herzustellen, gab er dem Esel

nebst dem Sack mit Waare auf der anderen Seite einen gleich schweren mit Steinen zu tragen. Einst, da er in einem armseligen Dörfchen wieder Steine für den Sack zusammensuchte, sah ein armer, alter Mann seinem Gebahren zu und sprach zu ihm: „Was bist Du für ein Narr! Gieb auch in den anderen Sack Waare, so kannst Du doppelt Handel treiben."

Dies leuchtete dem Jüngling ein, er machte fortan zweifach Geschäfte und so glänzende, daß er beschloß, den weisen Rathgeber zu belohnen. Als er wieder durch das Dörfchen kam, suchte er den Freund auf und fand ihn in einer elenden Hütte, der Noth preisgegeben. Der Jüngling brachte seinen Dank und sein Geschenk vor, vielleicht auch nur den erstern, und fragte dann: „Wie kömmt es nur, daß ein Mann, der Andern so glückliche Rathschläge zu ertheilen weiß, selbst in solcher Armuth schmachtet?" — „Ja, mein Sohn, erwiderte der Greis, dies erklärt sich dadurch, daß ich niemals Glück hatte, stets vom Unglück verfolgt wurde."

Der Jüngling entfernte sich mit wiederholtem Dank, dachte aber bei sich: einem Manne, der kein Glück hat, will ich nicht länger Folge leisten, mag er auch noch so weise sein. Und der Jüngling verkaufte sogleich an Ort und Stelle zum üblichen Preise die

Hälfte seiner Waare und belastete den dadurch leer gewordenen Sack bei einem Steinbruche vor dem Dorfe wieder in alter Weise. Kaum aber in die Stadt gelangt, die sein Reiseziel war, erfuhr er von einem abgeschlossenen Frieden, welcher die Zufuhr von Seide ermöglichte und dadurch den Preis derselben bedeutend herabdrückte. Er hatte sich durch den raschen Verkauf im Dorfe noch für die Hälfte seiner Waare den gewohnten Gewinn gesichert und der Zufall wollte, daß die Art der Steine, die er geladen hatte, gerade eine gesuchte war und er durch den Verkauf der Steine für den Verlust an der anderen Hälfte der Seidenwaaren entschädigt wurde. Also: „Hütet Euch vor dem Unglück Anderer!“

Kein Mann von Geist und Geschmack beneidet das Haus Rothschild. Denn im Besitz einer ungeheuren Schöpfergewalt, Tausenden das Leben zu verschönern, ist es so beklagenswerth, dem Unglück aus dem Wege gehen zu müssen, selbst so unglücklich, keine Glücklichen machen zu können.

Aus dem Herzen des Volkes.

I.

Les dieux s'en vont! Der große Pan ist todt! und ähnliche Klagelaute stoßen die Völker in Augenblicken der Ernüchterung aus. Nichts aber von den vielen Dingen, die auf Erden zu Grunde gehen, stellt sich rascher wieder her, als ein Gegenstand der Anbetung. Der Mensch ist ein götzensüchtiges Thier, er kann die Entgötterung nicht aushalten. „Wäre kein Gott, so müßte man einen erfinden," hat Voltaire gesagt. Es genügt aber noch lange nicht, einen Himmel oder einen Olymp zu glauben und dadurch zu haben, man richtet sich auf Erden eine mythologische Tafelrunde ein, die besetzt ist von vergöttlichten und vergötterten — Begriffen.

Ich darf es in dieser dem Reellen dienenden Zeit,

welches übrigens auch nur ein angebeteter Begriff ist, nicht wagen, zur Hegel'schen Philosophie eine plastische Darstellung des Olymps der Begriffe zu liefern, deren oberster Jupiter die „Idee" ist. Allein es wird mir gestattet sein, auf den wenig beachteten psychologischen Zauber des Begriffs in einigen schlichten Worten aufmerksam zu machen. Jedes Ding erscheint als materielle Wirklichkeit in Raum und Zeit: es ist hier und es ist jetzt. Diese unerläßliche Abhängigkeit von den irdischen Grundbedingungen alles Erkennens oder alles Bestehens wirkt unendlich niederdrückend auf das im Grunde dem Ueberirdischen, dem Himmlischen zugeneigte Gemüth. Darum knüpft dieses seine liebste Regung, die Hoffnung, an Dinge, die noch nicht in Raum und Zeit sind, an die Zukunft; sowie es andererseits das Glück nur zu würdigen pflegt, wenn es nicht mehr in Raum und Zeit ist, wenn es der Vergangenheit angehört. Wir sind weitsichtig für das Glück und kurzsichtig für das Unglück, wir erkennen jenes erst aus weiter Ferne und dieses nur, wenn es unmittelbar vor uns steht.

Um jedoch auch die Dinge, die uns in aufdringlicher Nähe und Realität umgeben, des überirdischen Gemüthshimmels theilhaftig zu machen, verwandeln wir sie in Begriffe, d. h. wir befreien sie aus den un=

leiblichen irdischen Bedingungen von Raum und Zeit. Der Begriff des Menschen ist nicht der Mensch hier und jetzt, in der Regel ein unangenehmes Realproduct der Natur, sondern der nirgends und niemals sichtbare Mensch überhaupt.

Was scheinbar nur eine dürre logische Construction ist, die Zusammenfassung der Kennzeichen und Merkmale, die unzähligen Einzeldingen gemeinsam sind, ein trockenes Werkzeug und Hilfsmittel der Sprache und des Denkens, das ist in Wahrheit eine bezaubernde Imagination. Auf den Begriff, als auf den aus dem Gefängniß des Räumlichen und Zeitlichen Entlasteten, fällt sogleich der überwältigende Schimmer der Ewigkeit. Darum errichten wir dem Begriff gern einen Cultus und der Begriff des Menschen zum Beispiel gebietet über unsere höchsten Tendenzen und Aufwallungen, die Geschichte ist ein Register derjenigen, die diesem Begriff ihr irdisches Glück und Leben zum Opfer gebracht haben.

Nicht viel anders ist es mit zahlreichen sonstigen Begriffen. Wie viel ist nicht für den Begriff der Legitimität, dann wieder für den Begriff des Volkes gethan worden, wie viel Blut und Thränen sind solchen Begriffen geflossen, ohne daß die Märtyrer derselben sich eines klaren Inhalts oder gar der logischen

Construction, der blosen Ableitung des Begriffs aus concreten Gegenständen, auf deren räumliches und zeitliches Vorhandensein dieselben Märtyrer nicht eines Pfifferlings Werth legten, bewußt gewesen wären.

Selbst dem Dichter wird erst ein Cultus errichtet, wenn es ihm gelungen ist, ein Begriff zu werden. Dann baut man ihm Altäre in Gestalt einer eigenen, ihm allein angehörenden Literatur, wie sich Jeder beispielsweise an der Shakespeare-Literatur klar machen kann.

Nur vierzehn Jahre fehlen noch zur Säcularfeier des Moments, in welchem der Begriff Volk den göttlichen Wolkenthron zur Herrschaft über Europa bestieg, um heute noch den Kampf für seine Behauptung zur fast ausschließlichen Beschäftigung der Welt zu machen. Aus den Illusionen, die dieser Begriff unausgesetzt gebärend zur Welt bringt, schöpfen die Ultramontanen und die Socialdemokraten ihre Stärke; er ist der Einigungspunkt der Extreme, der ruhige Indifferenzpunkt, um den sich der tolle Wirbel der Geschichte dreht. Der Historiograph, der im letzten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts die ersten hundert historischen Lebensjahre des Begriffes Volk schreiben wird, ist um die positive und doch Alles umfassende Abgeschlossenheit seines Stoffes wahrhaft zu beneiden.

Ich denke keineswegs ihm hier vorzugreifen. Im Gegentheil, ich will eine ganz ungeschichtliche Betrachtung an den Begriff knüpfen. Wenn, wie bemerkt, der mystische Zauber des Begriffes darin liegt, daß er, weil vom Zeitlichen losgelöst, einen Schimmer der Ewigkeit reflectirt, so tritt dieser Reiz bei keinem andern Begriff so nahe an das Gemüth heran als bei dem des Volkes. Alle concreten, historischen Thätigkeiten, durch die er wieder zeitlich und daher wirklich zu werden strebt, die Revolutionen, die socialistischen Utopien, sind von abstoßender Gewalt; alle Manifestationen des Bleibenden, Ruhigen, Ewigen in ihm, Lieder, Sagen, Sitten des Volkes sind von hinreißender Anziehungskraft.

Man hat die Volkslieder und Volkssagen aller Art gesammelt, Dichter und Gelehrte ersten Ranges haben es nicht verschmäht, ihren Forschertrieb auf die Ausgrabung dieser Schätze zu verwenden. Wir haben „des Knaben Wunderhorn", die Volksmärchen der Gebrüder Grimm, Simrock's deutsche Volksbücher u. s. w. Man betrachtet jedoch den Gegenstand so ziemlich als abgeschlossen, während er nach zwei Richtungen hin, nach Gegenwart und Vergangenheit, weiter zu cultiviren, immer allgemeinerem Genuß zuzuführen wäre.

Was die Gegenwart betrifft, so bedenke man, daß es noch immer lebendig aus dem Herzen des Volkes strömt. Noch heute entstehen Geschichten und Erzählungen, welche keinen bestimmten individuellen Erfinder haben, sondern deutlich das Gepräge einer Massenstimmung tragen. Sind große Ereignisse über ein Land hingegangen, so lassen sie einen fruchtbaren Humus zurück, aus welchem die Phantasie des Volkes Thatsachen, Geschehnisse hervorgehen läßt, die zugleich vollkommen unwahr und vollkommen wahr sind. Unwahr ist, daß sich etwas ereignet hätte, was dem Erzählten Wirklichkeit geben könnte; wahr ist das darin pulsirende Grundgefühl, das unmittelbar aus dem Herzen des Volkes strömt. Nur läßt es unsere schreibselige Zeit nicht bei der mündlichen Tradition bewenden, es findet sich bald ein bestimmter, individueller Autor, der die Geschichte aufschreibt und seinen Namen dazusetzt. Woran es die Gegenwart in dieser Beziehung fehlen läßt, ist nur die unterscheidende Kennzeichnung und Beachtung einer solchen Dichtung als eines speciellen Volksproductes. Wie tausend andere Bücher fällt es der Vergessenheit anheim, vielleicht hätte es sich erhalten, wenn es nicht Buch geworden wäre.

Eine Volksgeschichte der Gegenwart ist zum Bei-

spiel „der letzte Herr eines alten Edelhofes“ von Paul Gyulai. Diese kleine Geschichte ist Ungarn wie es leibt und lebt, das ungarische Volk, wie es den großen Spalt und Riß zwischen alter und neuer Zeit fühlt, darüber lacht und darüber flucht. Ungarn wie es vor 1848 beschaffen war, beginnt selbst schon in das Reich der Volkssage zurückzutreten. Daß die damaligen Zustände und Eigenthümlichkeiten dieses Landes und die ganz besonderen Figuren des Volkslebens, die sich daraus entwickelten, nicht erst der Vergänglichkeit bedurften, um mit aller Gewalt der Poesie auf die Einbildungskraft des Fernstehenden zu wirken, daß sie diese Wirkung schon erzielten, als sie noch in lebendigster Realität bestanden, dafür geben viele deutsche Schriftsteller Zeugniß. Sie haben bereits die greifbare Actualität jener Zustände dichterisch zur Geltung gebracht, ohne erst die Verklärung durch den Untergang zu Hilfe nehmen zu müssen. Ich nenne nur die Novelle „Brigitta“, von Adalbert Stifter und den von der deutschen Nation nicht gebührend gewürdigten Roman in Versen „Janko“ von Carl Beck, ein anschauliches Bild des ungarischen Volkslebens, das den Roßhirt zum Mittelpunkt hat. Beide Dichtungen sind im Anfang der vierziger Jahre erschienen und das nahe Verderben warf noch nicht den

leisesten, ahnungsvollen Schatten über das sonnige Gemälde.

Wie anders in der Volksgeschichte, die heute jedes ungarische Herz bewegt und die Paul Gyulai aufgezeichnet hat! Sie ist eine komische Elegie, in der nur das Heitere Erfindung, das Wehmüthige und Schmerzliche aber tiefempfundene Wirklichkeit ist. Da steht vorerst der alte Edelhof leibhaftig vor uns, aus der Zeit, da Ungarn sich ewig und ungestört in seinen überkommenen Lebensformen wie in einer unvergänglichen Weltordnung bewegte, der Himmel damit einverstanden schien, indem er das Land jährlich mit schwellender Fruchtbarkeit segnete, der Bauer nichts zu thun hatte, als sich den Kukurutz ins Maul wachsen zu lassen und Hirt und Mädchen, Pußtawirth und Edelmann, ja Wälder und Ströme das alte Lied sangen: Extra Hungariam non est vita!

Es ist der Edelhof des Herrn Alexius von Radnothy an der kleinen Kokel in Siebenbürgen und wie der Besitzer dem Range nach zwischen den höchsten und den einfach Edelgebornen als ein „Hochedelgeborner“ in der Mitte steht, so bildet auch der Edelhof die Mitte zwischen den Landwohnungen der kleinen Edelleute und den Schlössern der Magnaten. Der Hof steht auf einem Hügel, der das Dorf beherrscht,

und wirft lange Schatten, wenn er sich bei Sonnenglanz oder hellen Mondnächten im Flusse spiegelt. Feld, Fluß, Wald und Garten liefern ihren Ueberfluß an eßbaren Gegenständen unausgesetzt in die Scheunen und Ställe. Stolz wiegt sich die Dienerschaft im Glück des Hauses, von der halbblöden Gänsemagd bis hinauf zu Stephan, dem Husaren, dem Leibdiener des Herrn. Mit traditioneller Ehrfurcht schaut die Dorfbewohnerschaft zum Edelhof empor und keinen anderen Conflict giebt es, als höchstens zwischem dem Gärtner und den Bauernkindern, die sich am Sonntag mit Staunen und Verwunderung den Park besehen und sich das Vergnügen nicht versagen können, dem steinernen Neptun, dem das Wasser aus den Nasenlöchern fließt, die Nase mit Flachs und Gras zu verstopfen. Welcher Zudrang von schönen Kutschen, die nicht aufhören, Hof und Remisen zu füllen, denn der Ueberfluß und die alte Sitte des Hauses drücken sich fortwährend in einer unbegrenzten Gastfreundschaft aus.

Da will es das Schicksal, daß der Herr zu Anfang des Jahres 1848 in der nächsten kleinen Stadt am Gallenfieber erkrankt und fast volle zwei Jahre lang wie bewußtlos darniederliegt. Was geschieht nicht Alles, ohne daß er Kenntniß und Verständniß davon erlangte! Die Revolution, die Schlachten, Kossuth,

Görgey, Paskewitsch, Vilagos sind Männer und Ereignisse, von denen er nichts vernimmt. Bereits sind die „Bach-Husaren" ins Land gezogen, als er zu seinem Edelhof zurückkehr, um von dem alten Hause und der alten Zeit wieder Besitz zu ergreifen.

Ja, wo sind beide hin? Verwüstung und Veränderung haben den Edelhof und das Land getroffen. Man denke sich die trübselig-komische Naivetät, mit welcher der alte Magyar den neuen, ihm völlig fremden Zuständen gegenüber steht. Dem Bauer ist die Ehrfurcht, dem Nachbar ist die Lust vergangen, ihn zu besuchen; seine Kinder sind von den Ereignissen in die Welt hinausgetrieben worden, sein Sohn steht bei der Armee in Italien, seine Tochter ergiebt sich bei einer Verwandten in Wien den frivolen Freuden des Stadtlebens. Als der alte Herr von den aufgehobenen Gerechtsamen und Privilegien noch Gebrauch machen will, da rücken ihm die für ihn unerhörten österreichischen Gendsarmen ins Haus und wollen ihn verhaften.

Ist nicht die Curie eines Edelmannes heilig? Es kann hineinregnen, der Wind kann frei darin wehen, auch der Blitz kann hineinschlagen, aber keines Menschen Sohn darf hineingehen, selbst der König nicht, ausgenommen als Gast.

Das war im neuen Ungarn eine verlernte, gänzlich vergessene Sprache. Rechtzeitig stirbt der Herr des Edelhofes, bevor noch alle seine Illusionen gänzlich zerstört sind und ihm eine andere Zeit begreiflich gemacht ist. Es ist wie eine alte Ballade, nur drückt das Volk seine Stimmungen und Erfahrungen nicht mehr in Liedern, sondern in Geschichten aus, und kein Minstrel oder Harfner wandert von Thür zu Thür, um sie abzusingen, sondern ein Autor macht Druckbogen daraus und bringt sie in den Laden des Verlegers.

Ungarn ist seitdem die Bach-Husaren losgeworden, doch kann man nicht sagen, daß die Art, wie es seit 1867 seine Autonomie betreibt, die Wonnen der alten Hungaria wieder hergestellt hätte. Sie sind dahin und verloren und leben nur noch als ein Wehmuthsklang aus dem Herzen des Volkes.

II.

Was nun die Vergangenheit betrifft, die andere Richtung, in der, was aus dem Herzen des Volkes strömt, noch zu cultiviren und zu immer allgemeinerem Genuß zu bringen wäre, so wäre vor Allem eine gedrängte und doch erschöpfende Zusammenfassung des

ungeheuren Materials mit Berücksichtigung geschmackvoller Form zu wünschen. Der früh verstorbene Julius Braun in München hat uns eine „Naturgeschichte der Sage" zurückgelassen, einen überzeugenden Nachweis, daß die Mythologien und religiösen Vorstellungen der durch Raum und Zeit getrenntesten Völker doch eine gemeinsame Wurzel im Busen der Menschheit zu haben scheinen, indem die Götterlehren, wie sehr sie auch nach dem Charakter des Volkes und der Epoche der Entstehung in Einzelheiten von einander abweichen, doch in ihrem Inhalt, in ihren Gestaltungen sich fortwährend wiederholen, im Wesentlichen identisch sind. Egypten hat sich in dieser Beziehung in Griechenland, der Buddhaismus hat sich im Christenthum wiederholt u. s. w.

Nicht anders ist es mit den Sagen und Geschichten, die nicht zu so erhabenen Zwecken, die nur zum Ergötzen der armen Menschen dienen und deshalb von der Natur selbst im Herzen des Volkes zum Aufblühen gebracht werden, also auch ihre Naturgeschichte haben. Gewisse Erzählungen, sinnreiche Fabeln, Schwänke findet man bei allen Völkern wieder, ohne daß zu ergründen wäre, welches Volk der Entlehner und welches der Erfinder sei.

Kein Menschenleben würde ausreichen, alle existirenden Volksgeschichten in der Darstellung, in wel-

cher sie in Büchern vorhanden sind, in sich aufzunehmen. Viel zu breit sind diese Darstellungen und verursachen bei allem Interesse, das man dem Stoff zuwendet, gleichwohl unbesiegliche Langeweile, weil für manche Details und Gespräche, die einst sehr ergötzlich gewesen sein mögen, mit der Zeit der Geschmack verloren ging. Hauptsächlich aber läßt die Wiederholung des Stoffes selbst das Material anschwellen, bis es vom Einzelnen nicht mehr zu bewältigen ist; denn, wie gesagt, dieselben Geschichten mit geänderten Namen und Formen kehren immer wieder. Wollte man nun den Kern jeder einzelnen Volksgeschichte herausschälen und in einer Fassung geben, die seiner Bedeutung vollkommen gerecht würde, ohne daß selbstgefällige Schriftstellerei ihn in's Breite ziehen dürfte, wobei am Schluß ein Register aller Wiederholungen angeführt sein könnte, so hätte man die gesammte, den ganzen Erdball umspannende Volksdichtung auf ein Maß gebracht, das man in seinen Mußestunden mit Behagen erschöpfen könnte. Ja, man würde sich wundern, daß eigentlich verhältnißmäßig wenig vorhanden ist.

Ich will ein Beispiel geben. Dr. Gräße hat vor Kurzem eine Geschichte von den buckligen Zwergen veröffentlicht, in einer Uebersetzung, welche die ganze Redseligkeit des Originals hat. Dieses soll spanisch

sein, es wird aber zugegeben, daß das Märchen auch ein portugiesisches ist; es wird nachgewiesen, daß es in französischen Volksbüchern vorhanden ist; auf von der Hagen's Sammlungen wird hingedeutet, die aber für ein Studium der Volksdichtungen in unserer Zeit, in der Niemand Zeit hat — viel zu bändereich sind; es wird aber auch von Abkunft des Märchens aus dem Indischen gesprochen, von Verwandtschaft und Aehnlichkeit mit deutschen Volksgeschichten kann natürlich auch die Rede sein. Was daran ergötzlich ist, das ist freilich etwas Unvergängliches; es trägt die Heiligkeit des Urspaßes, wie er in Volkssagen von selbst aufzuzucken scheint. Um jedoch dieses Moment wieder zur Geltung zu bringen, bedarf es nicht der Ausführlichkeit, die eine Sammlung aller existirenden Volksgeschichten unmöglich machen würde.

In schlichten Worten erzählt, ist die Sache die folgende: Ein armer Waffenschmied lebte in Braganza. Er hatte viele Kinder, die ihm alle starben, nur drei davon blieben ihm am Leben: Drillinge. Sie waren drei bucklige Zwerge, einander so ganz zum Verwechseln gleich, daß ihnen die Mutter Zettel mit ihren Namen an die Kopfbedeckung nähen mußte, sonst hätte sie selbst ihre Kinder nicht von einander zu unterscheiden vermocht. Als sie herangewachsen waren, ohne eigent-

lich gewachsen zu sein und im Laden des Vaters arbeiteten, da wurden sie das Gespött der vorüberziehenden Gassenjungen. Diese trieben es eines Tages so arg, daß von den drei Zwergen, die gerade die Dolche und Messer ihres Vaters schliffen, der hitzigste, Sebastiano mit Namen, aufsprang, einen der entfliehenden Jungen durch viele Straßen verfolgte und in seinem Zorne dem endlich erreichten Flüchtling das eben geschliffene Messer in das Herz stieß.

Darüber lief nun das Volk in Schrecken und Wuth zusammen, man brachte den Mörder in den Laden zurück und holte die Wache. Als aber die Zwerge wieder vereint waren, da wußte Niemand mehr zu sagen, welcher von ihnen der Mörder war. Vor dem Richter leugneten alle drei hartnäckig die That, und da man, um den Richtigen zu treffen, zwei Unschuldige hätte mit aufhängen müssen, so zog man es vor, lieber alle drei die mildere Strafe einer immerwährenden Verbannung aus der Stadt theilen zu lassen.

Als sie nun traurig ihre Straße dahinzogen, beriethen sie ihre Zukunft und Sebastiano schlug vor, daß sie sich trennen mögen und Jeder auf eigene Faust sein Glück zu machen versuche, weil ihr Beisammenbleiben den Spott der Menschen nur um so mehr

herausfordern, ins Dreifache verstärken müßte. Ohne erst den Entschluß der anderen abzuwarten, ging Sebastiano sogleich seines Weges und gelangte noch am Abend desselben Tages in eine fremde Stadt. Hier fragte er nach einem Waffenschmied und bot sich ihm zum Gesellen an mit der Versicherung, daß er eine besondere Kunst besitze, den Stahl zu härten.

Der Meister ließ es auf eine Probe ankommen, und als diese sich bewährt hatte, nahm er den Gesellen in's Haus. Fortan ging das Geschäft sehr blühend, man merkte bald die Festigkeit der Schwerter aus diesem Laden, und der Waffenschmied hätte ein reicher Mann werden können, wenn er nicht nebenbei einen Wein- und Branntweinhandel betrieben hätte, wobei er sich über die Maßen gerne und oft betrank. In solchem Zustand that er eines Tages einen tödtlichen Fall und die kinderlose Wittwe heirathete bald darauf Sebastiano trotz seiner Mißgestalt, weil sie ihn nun einmal gewöhnt war und selbst nicht zu den weiblichen Schönheiten zählte.

Sebastiano war nun ein gemachter Mann und hielt streng Ordnung im Haus, wenn es ihm nöthig schien, sogar mit dem Stock in der Hand. Eines Morgens wollte er gerade zum Markte nach Coimbra fahren, um Metall einzukaufen, als er gebeten wurde,

in ein Wirthshaus am Ende der Stadt zu kommen. Dort fand er zu seiner nicht eben freudigen Ueberraschung seine zwei Brüder. Sie hatten sich nicht getrennt, es war ihnen schlecht ergangen und vom Glück des Bruders unterrichtet, wollten sie seine Hülfe in Anspruch nehmen. Sebastiano fürchtete sehr, sie ernähren zu müssen, und fast noch mehr, daß ihr Verweilen, wodurch sich seine Person gleichsam verdreifachen würde, ihn von Neuem zum Spott der Welt machen müßte. Er gab den Brüdern daher einige Goldstücke nur unter der Bedingung, daß sie sogleich die Stadt verlassen und versprechen wollten, nie wieder zurückzukehren. Sie stimmten bei, weil sie nicht anders konnten, und Sebastiano kehrte in sein Haus zurück, wo er seiner Frau unter den strengsten Drohungen befahl, seine Brüder von der Schwelle zu weisen, wenn sie während seiner Abwesenheit, die etwa eine Woche dauern würde, bei ihr Aufnahme suchen sollten. Hierauf trat er seine Reise nach Coimbra an.

In entgegengesetzter Richtung hatten die Brüder die Stadt verlassen, aber bald erkrankte Einer, seine Pflege und Herstellung zehrten die empfangenen Goldstücke auf, und als er genesen war, blieb ihnen in ihrer Hilflosigkeit nichts übrig, als unge-

achtet ihres Versprechens den Wohnsitz des Bruders aufzusuchen.

Sie traten gegen Abend in seinen Laden, wo die Frau sie natürlich sogleich als ihre Schwäger erkannte, aber eingedenk der Drohungen ihres Mannes sie fortweisen wollte. Von den jämmerlichen Klagen und Bitten ließ sie sich jedoch so weit rühren, daß sie ihnen wenigstens ein Abendbrod vorsetzen wollte. Sie schloß daher den Laden und das Haus und hieß sie in die Wohnstube kommen, aber kaum hatten sie sich hier an Speise und Trank gesättigt, als an das Hausthor gepocht wurde und die Stimme des vom Markte heimkehrenden Sebastiano Einlaß heischte. Kreideweiß vor Schrecken wurden die Frau und ihre Gäste und jene wußte sich nicht anders zu helfen, als daß sie die Zwerge in den Keller führte und hinter zwei mächtigen Branntwein-Fässern versteckte. Dann erst öffnete sie dem schon sehr zornig gewordenen Gatten das Haus.

Er hatte wegen des Wartens schon Verdacht geschöpft, beruhigte sich aber, als er nach langem Durchstöbern der Wohnung nichts fand. Die Frau wagte es weder in der Nacht noch am folgenden Morgen nach ihren versteckten Gästen zu schauen, als aber Sebastiano nach eingenommenem Mittagmahl erklärte,

ein Geschäft führe ihn in den andern Stadttheil und er werde erst gegen Abend zurückkehren, da eilte sie, sobald er sich entfernt hatte, in den Keller und fand zu ihrem Entsetzen die Zwerge hinter den Fässern als Leichen liegen.

Was sollte sie mit den Todten beginnen? Sie eilte in die Gegend des Flusses, wo ein ihr bekannter Lastträger sich aufzuhalten pflegte, ein riesenstarker Mann, dem die Natur an Körperkraft zugelegt, was sie ihm an Geisteskraft genommen hatte. Diesen fragte die Frau, was er für die Fortschaffung eines Sackes aus ihrem Hause nach dem Flusse verlange. Er nannte eine Summe, die sie zwar doppelt nicht zur Verfügung hatte, aber sie dachte sich schon zu helfen. Mit dem Träger nach ihrem Hause zurückkehrend, ließ sie ihn vor der Thüre warten, dann schaffte sie einen der todten Zwerge in die Stube und rief den Träger. Er steckte nach ihrem Auftrag den Körper in den Sack, lud ihn auf die Schulter und trug ihn zum Flusse, wo er den Sack an einer reißenden Stelle ausleerte. Dann kehrte er zu der Frau zurück, um seinen Lohn zu verlangen.

Die Frau empfing ihn schon oben an der Thüre mit Scheltworten, daß er sie betrogen, der Todte sei ja gar nicht fortgebracht worden, sondern liege noch

oben in der Stube. Ob die Frau wohl verrückt geworden, dachte der Lastträger und ging in das Zimmer. Als er aber dort wirklich den Todten fand, den er eben fortgeschafft zu haben meinte, da gerieth er in Wuth über einen solchen Hexenmeister, packte ihn noch fester in seinen Sack, trug diesen zum Flusse und leerte dort den Sack noch heftiger als früher aus. Dann begab er sich wieder zur Frau zurück, um seinen Lohn zu verlangen.

Wer aber beschreibt sein Staunen und seine Entrüstung, als er die Straße des Waffenschmiedes betretend, den eben zweimal fortgeschafften Todten abermals vor Augen hatte, und jetzt sogar lebendig, wie er gerade das Haus betreten wollte, gewiß um sich oben in der Stube wieder hinzulegen und todzustellen. „Ein drittes Mal sollen Dir diese Satanskünste nicht mehr gelingen, verdammter Zauberer!“ schrie der Lastträger voll Wuth, warf seinen Sack über den Zwerg und trug ihn ungeachtet seines Sträubens und Geschreies zum Flusse, wo er die reißendste Stelle aussuchte und den Zwerg hineinwarf. Dann kehrte er wieder zur Frau zurück, um seinen Lohn zu verlangen.

Triumphirend erzählte er ihr, wie er den Hexenmeister ein drittes Mal und nun wohl für immer abgefangen habe, als die Frau die Hände über dem

Kopf zusammenschlug und mit lautem Schreien den Träger beschuldigte, ihr den angetrauten Ehemann ersäuft zu haben.

Indessen hatte ein Fischer seine Netze gehoben und dadurch die drei todten Zwerge in sein Boot geschafft. Er trug den seltsamen Fang zum Gouverneur der Stadt. Dieser war höchlich erlustigt von dem Anblick der drei vollkommen gleichen Zwerge, und um sie, wenn möglich, in's Leben zurückzurufen, ließ er einen Arzt kommen. Nachdem zweien von den Regungslosen der verschluckte Branntwein und dem dritten das verschluckte Wasser ausgetrieben war, bedurften sie nichts mehr, als einiger Stunden Schlaf. Während man ihnen denselben gönnte, wurde der Lastträger herbeigeholt, den man Körper in den Fluß hatte werfen sehen, und was der Träger aussagte, veranlaßte, die Frau des Waffenschmiedes herbeizuschaffen. Sie erzählte Alles aufrichtig, wie es sich begeben hatte. Auf ein Zeichen des Gouverneurs traten die drei Zwerge ein, denen er gleiche Kleidung hatte anlegen lassen, und die Frau wurde aufgefordert, ihren Mann zu bezeichnen. Sie erklärte sich dazu außer Stande. Nun wurden die Zwerge gefragt, welcher von ihnen der Mann dieser Frau sei und da meldeten sich — zwei. —

„Ah,“ sagte der kluge Gouverneur, „diejenigen, die sich gerne zum Gatten dieses Weibes bekennen, sind es gewiß noch nicht gewesen. Derjenige aber, der schweigt und sich zurückzieht, ist gewiß der richtige Ehemann. Ich kann dies indessen nicht mit Bestimmtheit entscheiden und wollte den richtigen Gatten nur wissen, um ihm für die Hartherzigkeit gegen seine Brüder eine tüchtige Tracht Schläge verabfolgen zu lassen.“

Die beiden Zwerge, die sich gemeldet, weil in der That Jeder den Einfall hatte, die Stelle des glücklichen Bruders einzunehmen, traten jetzt eifrig zurück. Sebastiano aber, dem das Wasser das Herz erweicht zu haben schien und der wohl auch fürchtete, die Brüder könnten seine Vergangenheit dem Gouverneur verrathen, bekannte sich als Ehemann. Die Schläge wurden ihm unter der Bedingung erlassen, daß er die Brüder in Haus und Geschäft aufnahm. Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie Alle noch heute.

Ich getraue mich zu behaupten, daß diese autorlose Geschichte, in solcher Kürze erzählt, von allen unwesentlichen und doch weitschweifigen Details befreit, deshalb nicht weniger erkennen läßt, daß sie ursprünglich aus dem Herzen des Volkes kam.

Ungarische Rhapsodie.

Die musikalischen Virtuosen sind gewöhnt und sind bestrebt, nicht blos unmittelbar durch den Lärm ihrer Instrumente Lärm zu verursachen. Lange, nachdem die letzteren schon verstummt sind, pflegt er nachzuhallen; Reclame ist vor allem Geräusch, die artistische Reclame muß auch im artistischen Geräusch, in demjenigen, das die Musik verursacht, ihren Ursprung genommen haben.

Bei Franz Liszt hingegen fällt für jeden, der ihn auch nur ein einziges Mal gehört, ja für manchen, der ihn auch nur ein einziges Mal gesehen und gesprochen hat, der Gedanke an eine künstliche Zubereitung seines Rufes gänzlich hinweg. Der Grund ist sehr einfach: die Reclame sagt um vieles mehr, als vorhanden ist; Liszt erweckt die Ueberzeugung, daß,

was in ihm und durch ihn vorhanden ist, niemals gesagt werden kann.

Wer als Berichterstatter oder Kritiker, Biograph oder musikalischer Schriftsteller etwas von den Wirkungen empfinden lassen könnte, die dieser nie dagewesene Mann hervorbringt, der wäre ein Liszt der Feder und würde etwas anderes leisten, als seinen Rivalen zu beschreiben.

Man konnte darüber streiten, welcher von den berühmten Claviervirtuosen unserer Zeit den Vorrang verdiente, ob Thalberg, Rubinstein, Tausig. Welchen man aber immer den Ersten nennen wollte, unbestreitbar blieb Liszt der Einzige.

Ich habe bemerkt, daß, wer ihn auch nur gesehen und gesprochen hat, etwas von dem ihm innewohnenden Zauber gewahr wird. In der That, dieser ist von seinem merkwürdigen Talent auf seine Persönlichkeit übergegangen. Daraus erklärt sich der Charakter seines Lebens, wenn sich auch der Inhalt desselben dadurch noch nicht eröffnet, ein Inhalt, der in alle Höhen und Tiefen menschlichen Genießens reicht und den man deshalb wohl niemals gänzlich erfahren wird.

Liszt gehörte bekanntlich, so lange er noch mitten im Weltleben stand und noch nicht wie aus neckischer Lust am Gegensatze das geistliche Kleid der Welt-

abgezogenheit angelegt hatte, zu jenen Königen des Lebens, deren Genie sich alle Freuden dieser Erde, bereitwilliger als den geborenen und gekrönten Fürsten wie Unterthanen und Sklaven zu Füßen werfen. Sein Spiel klang gleich der Offenbarung einer unbekannten Religion, die in allen übrigen irdischen Lauten, ob Wort oder Ton, nicht gepredigt werden kann. Bekanntlich wirkt dieses mystische Moment unter allen Herzen am stärksten auf Frauenherzen und auch unter den Erregungen, welchen dieselben sonst noch im Leben unterworfen sind, wirkt am stärksten dieses mystische Moment.

Die Beziehungen, welche Liszt zu den geistreichen, berühmten und hochgestellten unter den schönen Frauen hatte, sind allbekannt. Wer dagegen mit der Gensdarmerie der conventionellen Sittlichkeit zu Felde ziehen wollte, der werde nicht mit dem Gemeinplatz zurückgeschlagen, daß für das Genie die Regeln der gewöhnlichen bürgerlichen Moral nicht gültig seien. Dies ist einfach nicht wahr, wie sich schon daraus ergiebt, daß auch dem Genie die Schmerzen und Zerrüttungen des Daseins nicht erspart bleiben, die sich aus einer wilden und ungeregelten Gestaltung der Verhältnisse ergeben, ja, daß es sie mit grausameren Qualen bezahlt, als der gewöhnliche Sünder. Wo nur das einzige

subjective Belieben, wenn auch mit mächtiger Phantasie ausgestattet, an den Institutionen rüttelt, welche die sittliche Welt zusammenhalten, da wird auch die genialste Kraft sich an ihnen brechen.

Anders jedoch verhalten sich dieselben unwandelbaren Gesetze der praktischen, der ethischen Gesammtheit einem ganz außerordentlichen Genius, einem Goethe, Lord Byron gegenüber oder dem in seiner Art ebenso wunderbaren Liszt. Wie vor Orpheus' Leier die Steine, so bewegen sich vor den Wirkungen solcher Kunstheroen die festen irdischen Einrichtungen in gefügigem Entgegenkommen. Der Bruch vollzieht sich zwischen den höheren Normen, welche die Kunst unablässig und vergebens zu verwirklichen sucht, und den verwirklichten Normen, welche die Existenz dieses Jammerthals möglich machen und es zusammenhalten. Die edlen Frauen, „die genau wissen, was sich ziemt", vollziehen instinctiv ein Heldenthum, indem sie der Mahnung an eine überirdische Macht Rang und Herkömmlichkeiten aller Art, das eigene Glück und die Segnungen bürgerlichen Tugendrufes zum Opfer bringen.

Ich müßte, um dies näher zu begründen und durch Beispiele zu erläutern, zur Enthüllung biographischer Thatsachen schreiten, die man noch lange nicht

der Welt zu entschleiern berechtigt sein wird. Allein diese concreten Beweise wären ohnehin überflüssig und von geringerer Ueberzeugungskraft, sobald man einmal die Sprache eines von Liszt vorgetragenen Musikstückes vernommen hat; diese Sprache lehrt verstehen, was sich sonst auf keine Weise vollständig erklären läßt.

In seinem letzten wiener Concert spielte er die „Ungarische Rhapsodie". Wenn jeder Zuhörer erzählen wollte, welches Drama dabei von Charakteren des Klanges dargestellt, in seiner Seele aufgeführt wurde, so könnte man denjenigen, die nicht Zuhörer waren, annähernd einen Begriff und ein Bild der Wirkung geben.

Was aus diesen Läufen und Accorden zuerst herausdröhnt, ist Rebellion. Der Ungar ist Rebell, nicht aus politischer Absicht und mit klar bewußtem Trachten nach praktischen Zielen; die Rebellion ist der wahre ungarische Nationalcharakter, Racoczy, der Rebell, sein wahrer unvergänglicher Repräsentant. In seiner ganzen Geschichte, bis in die graueste Vorzeit rebellirt Ungarn, wenn nicht gegen den Türken, gegen den eigenen König.

Ungesattelt reitet sich das ungarische Rößlein am besten und der Czikos braucht nicht Zaum noch Gurt, um seine Herrschaft über das Thier zu beweisen. Er

träumt die Welt umreiten und sie dabei im Vorüberflug auch erobern zu können. Was wäre dem Ungar unter dem Schutze seines magyarischen Gottes unmöglich!

Es hat die österreichische, rathlose Schlafmützenpolitik nach den Schlägen von 1866 dazu gehört, um sich davon bestechen und überreden zu lassen, diese poesie- und phantasievollen Träume nationalen Größenwahns wären die richtigen Rudimente eines selbstständigen, wohlgeordneten, europäisch vernünftigen Staatswesens.

Nun, das Rößlein läßt sich noch immer nicht satteln, auch nicht mit dem leisesten Steuerdruck, und Zaum und Gurt der selbstgegebenen Gesetze reißen jeden Augenblick. Ungarn hat die Freiheit, die Autonomie, es ist Staat; aber es muß rebelliren, und weil es keinen Unterdrücker, keinen Feind mehr gegenüber hat, so rebellirt es gegen die Möglichkeit seiner staatlichen Existenz.

Wie traurig klingt dies in der journalistischen Uebersicht der politischen Tagesereignisse; wie hinreißend klingt die Rebellion unter den Fingern Liszts! Wann ging die Geschichte vor, die hier gespielt wird? Immer, so lange es ein Ungarn giebt. Ich weiß darum auch nicht, wie der König heißt, gegen den rebellirt wird,

und der sich um der schönen, schwarzbraunen Tochter Egyptens willen in das nächtliche Lager seiner ärgsten Feinde, der gegen ihn geworbenen Zigeuner begiebt.

Sie ziehen, soweit es nur angeht, den lauschigen Wald der weiten Pußta vor. Im Wald ist eine tiefe weite Höhle, die überhangenden Felsen drohen alle Minuten auf die Lagernden herabzustürzen. Unter großem Kessel prasselt ein Feuer, sein Rauch mischt sich mit dem Rauch rothglühender Pfeifchen im Munde alter brauner Weiber, zu deren Füßen nackte Kinder umherkollern. Im Fettglanz der Weiberhaare spiegelt sich die Flamme, aber sie wird auch zurückgeworfen von den silbernen Ringen in den Ohren der Männer und von den Augenstrahlen der wie Eidechsen umherschlüpfenden jungen Mädchengestalten.

Wunderbar rauscht der Sturm in den Bäumen, als freute er sich der niegehörten Klänge, die dazwischen tönen, Geigenklänge, Cymbalklänge, Stimmenklänge unnennbarer Art. Wie ist dieser Sturm, wie sind diese Klänge in das Holz gekommen, vor dem der lange, hagere Abbé sitzt und sie den krausen Bewegungen seiner Hände gehorchen heißt!

Schmelzender aber und zauberhafter als ihr harmonisch wildes Gebrause ist das Liebeslied, von

dem sie immer deutlicher, immer stärker übertönt werden. Es ist das Lied und die Liebe des fremden Gastes für die junge Zigeunerin, an deren Seite er sich geschlichen hat, deren helles, schauerlich süßes Lachen ihm sagt, daß sie ihn erkannt hat, ihn, den König, und daß sie ihn seinen Feinden verrathen könnte mit einem einzigen Laut.

Was liegt daran? Nur schmelzender und zauberhafter klingt sein Liebeslied und immer seltener, immer tiefer wird es von dem schauerlich süßen Lachen unterbrochen, im verstummten Munde knirschen nur die weißen Zähne. Doch die Klänge des Königs entzünden nicht blos eine tiefere Glut in den Augen des egyptischen Kindes, sie entzünden auch die Gluten des Hasses und die Eifersucht in den Augen des Häuptlings der Bande, die Strahlen des Mitleids in den Augen ihres magyarischen Anführers, der den König nie gesehen hat, gegen den er rebellirt. Er sieht, wie der Häuptling ein Messer auf den Liebeswerber zu werfen im Begriffe ist und schleudert rasch seinen Steinkrug dem Eifersüchtigen an die Stirne. Furchtbares Tosen durchdonnert die Höhle und den Wald. Der Häuptling ist schwer getroffen. Heraus mit den Säbeln, herbei mit allen Waffen!

Der König und sein neuer Freund decken sich

den Rücken mit der Felsenwand und gebrauchen mächtig ihre Schwerter gegen die andrängende, solchen Kampfes nicht gewohnte Horde. Welch' Sausen durch die Luft, welch' siegreiches Klirren! Aber die Weiber haben die Felsenwand erklommen und drohen das oberste Stück, eine ungeheure Steinmasse, herabzuwerfen auf die beiden um ihr Leben Kämpfenden. Es geschieht, sie werfen sich zu Boden, aber das Felsstück nimmt in der Luft eine andere Richtung und zerschmettert eine Anzahl der am wüthendsten vordrängenden Zigeuner. Namenloses Wehgeschrei, Heulen der Weiber, Prasseln des erlöschenden Feuers! Der König und sein Freund entweichen, irgendwo sind die Rößlein angebunden, und nun fliegen sie bald über die weite, mondbeschienene, endlose Haide.

Sie reiten und reiten, einzelne Lichter glänzen in der Ferne, verlorne Czardasklänge hallen bis zu ihnen und begleiten den fast lautlosen Hufschlag ihrer Pferde. Kurzes Sprechen. „Willst Du Gold, mein Retter, oder Macht, ich bin der König." — „Du bist der König und ich habe immer gegen Dich gefochten." — „Hab' ich Dir Leid in's Haus gebracht?" — „Blos, weil Du der Stärkere bist." — „Willst Du mir nun treu sein?" — „Ich schwöre es." — „Womit Dich belohnen?" — „Nicht mit Gold und nicht mit Macht,

aber dort liegt das Schloß des stolzen Grafen, der mir sein Töchterlein versagt, weil ich gegen Dich in Waffen stand." — „Wir reiten zu ihm."

Am nächsten Morgen belagern schon die Zigeuner im Heer der übrigen Rebellen das Schloß. Sie schleppen Sturmböcke aus dem Walde herbei, um die Thore einzurennen. Die Anhänger des Königs sind nahe, wenn sie nur wüßten, wo er ist. Der König wünscht einen Boten, der sie mit Kunde von ihm ereile, wer aber kann einzeln das Schloß verlassen, ohne getödtet zu werden? An verborgener Stelle schlüpft eine geschmeidige Eidechse über die Mauer herüber, das geliebte Zigeunerkind. Sie sucht den König, sie will die gefährliche Botschaft bestellen.

Sturm vor den Thoren, aber er verwandelt sich bald in ein anderes Schallen und Hallen. Lustige Reiterschaaren sind den Belagerern in den Rücken gefallen und bald erheben sie bei der Flucht der Rebellen ihr Triumphgeschrei im Namen des siegreichen Königs.

Der König legt des Grafen Töchterlein in die Arme des rettenden Freundes. Aber mitten in Jubeltönen schallt Trauergesang, man trägt eine Leiche zum offenen Thore des Schlosses herein, bei der man den Dolch des Königs gefunden; er gab ihn der

Zigeunerin, als Erkennungszeichen, daß sie von ihm gesendet, mit auf den Weg. Und wieder erklingt schmelzend und zauberhaft das Liebeslied; die Töne verhallen einzeln wie das Rollen und Fallen tropfender Thränen . . .

Liszt steht auf.

Leipzig,
Druck von A. Th. Engelhardt.